„Scheinwerfer - leuchten“

Unterhaltungbeilage und Anzeigenteil

der Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“

Ludendorffs Verlag G.m.b.H., München 19, Romanstraße 7. — Postscheckkonto: München 3407. — Fernruf: 66 2 64 und 63 3 41. — Für den Inhalt verantwortlich: Walter Löhde; für Anzeigen und Bilder: Hannov. Kemnitz, dortselbst; Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. DA. 2. Vj. 38 über 80 000. Erscheint am 5. und 20. jeden Monats. — Anzeigenschluß 10 Tage früher. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. — **Nur zusammen mit Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“ beziehbar. Als Einzelnummer unverkäuflich.**

Folge 8 — 20. 7. 1938

Wellen des Kampfes

Weder Ruh' noch Rast findet der tapfere Soldat, der in hartem Ringen gegen den Feind steht. Es können aber Lagen entstehen, wo zwangsweise der Außenkampf kurz ruht. Der Soldat, der sich selbst weder Ruh' noch Rast gönnen will, wird sich innerlich freuen, daß er nun ruhen muß.

Auf den weltanschaulichen Kampf übertragen heißt das, daß auch im Kampf gegen Volksfeinde Kampfespausen entstehen können, die der Kämpfer freudig begrüßt; denn nun ist die Zeit gekommen, wo er die im Kampf verbrauchten Kräfte durch einen Tiefgang der Seele wieder erneuert, nicht nur erneuert, nein die Seele stärker macht denn je.

Innig verwoben sind im täglichen Leben Abwehrkampf und Wirken an der eigenen Seele. Bald steigt die Welle des Wehrens hoch, bald fällt sie wieder zum Tiefgang der eigenen Seele. Unter des Feldherrn Führung wurden wir höher und immer höher getragen, gewaltig wuchs die Welle des Wehrens. Da brach des Feldherrn Tod über uns herein, und es gab da manche unter den Freunden und unter den Feinden, die geglaubt hatten, es würde nicht ein Wellental, nein ein endgültiger Sturz der Wasser uns begraben. Wie sehr irrten sie. Fest steht die Deutsche Gotterkenntnis und die ganze gewaltige Aufklärung über die überstaatlichen Mächte, die der Feldherr uns gab, in aber Tausenden von Menschenseelen, und schenkt ihnen so viel Kraft, daß es heute schon im Volke heißt: „Die Ludendorffer sind ganze Kerle, sie lassen sich durch nichts umwerfen.“ Doch bleiben wir bei dem Bilde der Welle. Wir müssen angesichts der Unzahl der Feinde immer damit rechnen, daß Wellentäler einmal kommen könnten, sie alle aber bergen in sich das Wesen der Welle, eine Welle aber ist nicht endgültiger Absturz. Die Kämpfer wissen, ein Wellenberg kommt wieder und löst das Wellental ab, der Kämpfer hat nur bei beiden Phasen eine unterschiedliche Aufgabe, während eines Wellenberges, worunter wir eine rasche Verbreitung unserer Erkenntnis unter günstigen Umständen verstehen, setzen wir unsere ganze Kraft ein, um der Verbreitung der Idee vor allem zu dienen. Beim Wellentale, wenn Widerstände sich erhöht zeigen, können uns Kampfpausen aufgenötigt werden, aber unsere Kampfkraft muß keineswegs brach liegen. Wir verwerten sie zur weiteren Vertiefung in der Erkenntnis zur Vertiefung der eigenen Seele.

Die sinkende Welle muß uns nah zur Mutter führen, muß zu einem gewaltigen Tiefgang der Seele werden, das ist die Antwort, die der einzelne dann dem Schicksal der Stunde gibt. Mit offenen Augen, frei entschlossen hinabsehen in die Tiefe, dann schleudert uns nie eine sinkende Welle aus der Bahn, dann mag sie sinken, je tiefer die Welle sinkt, um so kraftvoller entfaltet sich die Seele und führt tiefer und immer tiefer zum Urquell der Seele.

Von fern ahnen wir, welch gewaltige Größe der Tod des Feldherrn von der Deutschen Mutter fordert und auch erfüllt sieht, von fern ahnen wir den tiefen Sinn der Worte:

„Unser Schmerz um den Tod des unsterblichen Feldherrn wächst wie der

Schatten der Bäume bei dem Sinken der Sonne, und es ist nicht abzusehen, wie schwer der Unersetzliche für uns in der Frist unseres Lebens noch zu missen sein wird."

Hart und gefahrvoll kann der Tiefgang der Seele werden, es können furchtbare seelische Erschütterungen auftreten, aber gerade diese Erschütterungen können ebenso furchtbare Sprengungen in dem Gemäuer auslösen, das immer noch den Weg zur Seele versperrt.

Menschen sind es, die Schicksal gestalten, Menschen können es wiederum nur sein, die Schicksal wenden. Schicksal wird aber nicht gewendet, wenn man hilflos umherirrt, immer wieder nach dem Rezept sucht, nach welchem man die Seele formen kann, nach der Leiter sucht, auf der man stehen kann, oder gleich nach dem Aufzug ruft. So hemmt man nur sich und anderen die Entfaltung, hemmt auch die Philosophin in ihrem schweren Kampf, wenn man Hilfe sucht; die man nicht geben kann.

Der artandere Kampf braucht nicht freudlos zu sein. Freude anderer Art bringt dieses Ringen, wenn man sieht, wie die Wahrheit trotz aller Fährnisse oder gerade wegen dieser Fährnisse sich Bahn bricht, sofern man sie unerschrocken verficht nach den Worten des Feldherrn:

„Sieg der Wahrheit, der Lüge Vernichtung."

Wolf.

Die beiden Retter

Von Walter Löhde

Graf Moltke hat in der letzten Folge unserer Halbmonatsschrift mit seinen Ausführungen über das Verhalten des Herzogs von Braunschweig in der Schlacht von Valmy begonnen, welche in dieser Folge fortgesetzt werden. Dabei hat Graf Moltke gezeigt, wie eng die Beziehungen des Herzogs zu den französischen Revolutionären von 1792 waren, wodurch sein plötzlicher, militärisch unmöglicher Rückzug bei Valmy erklärlich wird. Dieses Verhältnis beleuchtet blitzartig eine wenig bekannte Tagebucheintragung des Grafen Röderer, der unter Napoleon I. Staatsrat und Minister gewesen ist. Außerdem war er ein besonderer Vertrauter in den Tuilerien und in die hohe und höchste französische Politik aus der Zeit der Revolution und des Kaiserreiches eingeweiht. Diese Erinnerungen und Aufzeichnungen Röderers waren, wie Maurice Vitrac von der französischen Nationalbibliothek in der Einleitung zu der uns vorliegenden Deutschen Ausgabe (Berlin 1909) schreibt, „vor mehr als einem halben Jahrhundert auf Veranlassung des Grafen Antoine Röderer in nur wenigen, ausschließlich für die Mitglieder der Familie bestimmten Exemplaren gedruckt worden, die, meist sorgfältig verwahrt, beinahe völlig unauffindbar sind". Die ehemalige königliche Bibliothek Berlin besaß durch ein Geschenk des Sohnes des Grafen Antoine ein solches seltenes Exemplar.

Es heißt nun in der Aufzeichnung über den Herzog von Braunschweig:

„21. Floréal des Jahres X. 11. Mai 1802. Stanislaus Girardin, Marmont und ich" (Röderer) „mit Joseph Bonaparte in seinem Arbeitszimmer um 2 Uhr vereinigt."

Es wurde über die Verstümmelung des Staatsratsbeschlusses, wegen der Ernennung des Nachfolgers des ersten Konsuls (Napoleon Bonaparte) gesprochen. Röderer zog Joseph Bonaparte beiseite und in dem Zwiegespräch ergab sich u. a. folgendes: „... Wenn aber der Nachfolger" (des ersten Konsuls) „der Last erliegen sollte, wäre es immer möglich, einen fremden Protektor zu suchen, der wenigstens gegen Ludwig XVIII. ein Schutz sein würde."

„Im Jahre 1792", bemerkte ich, „dachte man an den Herzog von Braunschweig."

„Oh", entgegnete er (Joseph Bonaparte), „an den dachte man auch noch, als Bonaparte von Ägypten zurückkam. Talleyrand sprach mit mir von ihm als von unserem nach Lage der Dinge zu erhoffenden Retter; auch Sieyès tat dies ...."

Es ist wichtig, dieses tatsächlich stattgefundene Gespräch mit jenem bekannten, von dem Freimaurer Wieland im Jahre 1798 im „Teutschen Merkur", also **vor** Napoleons Rückkehr aus Ägypten veröffentlichten und erdichteten Gespräch zu vergleichen. Es heißt da, nachdem die Verhältnisse in Frankreich entsprechend beleuchtet und die Notwendigkeit eines Diktators dargestellt wurde:

„Wilibald: Das Außerordentlichste bei der Sache ist, daß ihr" (die Franzosen) „diesen Mann nicht erst zu suchen braucht; denn durch einen Glücksfall, den man

wohl in seiner Art einzig nennen kann, ist er schon gefunden.

Heribert: Bonaparte also!

Wilibald: Wer anders?

Heribert: Und auf wie lange?

Wilibald: So lange er es ausdauert. Ich besorge, ihr werdet ihn nur zu bald verlieren. Also je länger, je besser.

Heribert: Bonaparte Diktator der großen Nation! Der Vorschlag hat etwas Einleuchtendes. Wir werden ihn in Überlegung nehmen.

Wilibald: Ich fordere alle eure Köpfe in den beiden Senaten heraus, einen besseren zu finden..."

Während Napoleon in Ägypten weilte, wurden sich die führenden Revolutionäre in Paris darüber klar, daß man die Regierungsgewalt in eine Hand geben müsse, um in das parteiliche Durcheinander Ordnung zu bringen. Der in allen Richtungen und Formen überstaatlicher Politik erfahrene Talleyrand hielt den Herzog von Braunschweig „nach Lage der Dinge" für den „zu erhoffenden Retter". Ebenso der bekannte Revolutionmann Sieyès. Eine andere Richtung wünschte dagegen Bonaparte die Gewalt zu übertragen, für den dann sofort durch den Freimaurer Wieland in seiner Zeitschrift so auffallend Propaganda gemacht wurde.

„Denn" — so schrieb ein zeitgenössischer Kritiker über jene Gespräche Wielands — „was soll man von einem Manne denken, der einer Nation — groß oder klein, denn das gilt hier gleichviel — den Vorschlag tun kann, einen Diktator zu erwählen?" („Bemerkungen über die Wielandschen Gespräche unter vier Augen in rechtlicher und politischer Hinsicht" usw. Leipzig 1799.) Man kann dies nur dadurch erklären, wie wir es bereits andeuteten und wie es — ein Jahr später — auch die englische Zeitung „St. James Chronicle" vom 25. 1. 1800 auffaßte, als sie schrieb: „Der Dialog zwischen Wilibald und Heribert ist nichts anderes als ein aus Wielands Feder stammender Wink, vermutlich inspiriert von den Illuminaten, die Europa mit ihrem Plan familiarisieren wollten und ihren Helden dem französischen Volk akzeptabel zu machen versuchten." In dem Gespräch VII, „Würdigung der Neufränkischen Republik aus zweierlei Gesichtspunkten", wird denn auch u. a. als Zweck der französischen Revolution angegeben: „... um durch einen allgemeinen Völkerbund, ohne Rücksicht auf die im Grunde wenig bedeutende Verschiedenheit der Staatsformen, sich zu einem dauerhaften europäischen Gemeinwesen zu organisieren..." Bezeichnend heißt es am Schluß: „Wer könnte das Herz eines Menschen in seinem Busen tragen, und nicht zu diesen guten Wünschen, Hoffnungen und Ahnungen Amen sagen? Was fehlt also noch, als irgend eine **Beschwörungsformel** ausfindig zu machen, wodurch wir den Genius der Humanität vermögen können, die vorerwähnte Wohltat an unseren **Brüdern** und **Obern** zu tun?" Die „Brüder" und „Obern" waren sich aber, wie wir sehen, selbst noch nicht einig, bis die eine Gruppe, bei der Lucian Bonaparte machenschaftete, den rückkehrenden Bonaparte zu der „Beschwörungsformel", d. h. zu dem recht „merkwürdigen" Staatsstreich v. 18. Brumaire (9. Nov. 1799) veranlaßten, mit dessen Ergebnis sich dann Talleyrand, Sieyès und andere abfinden mußten.

Der Plan zu der ägyptischen Expedition, zu der sich Napoleon nur gezwungen entschloß, wurde nach Miot de Melito von Talleyrand gefaßt und betrieben, der Napoleon entfernen und dessen Popularität durch den zweifellos eintretenden Mißerfolg in Ägypten vernichten wollte. Miot schreibt: „hier hatte Bonaparte es mit einem Manne zu tun, der ihm an Schlauheit überlegen war". Talleyrand hat denn auch nie aufgehört, gegen Napoleon zu arbeiten, der, obgleich er dies wußte, nichts gegen ihn zu unternehmen wagte. Wenn aber ein Talleyrand in dem Herzog von Braunschweig **noch im Jahre 1799** „den Retter" erblickte, wie verläßlich mußte dessen Gesinnung Frankreich und der Revolution gegenüber sein, **wie** fest mußte er an deren Ziele gebunden sein! Solche Bindungen gab es aber nur in der römischen Kirche und in der Freimaurerei. Talleyrand wußte zweifellos, daß der Herzog im Jahre 1792 bereits durch seinen Rückzug bei Valmy die Französische Revolution und den angestrebten freimaurerischen sogenannten „Völkerbund" gerettet hatte, der zwar erst im Jahre 1919 verwirklicht wurde und dessen „Segnungen" wir erlebten. Also konnte er als „Protektor der französischen Republik" im Jahre 1799 wiederum der „Retter" werden. Indessen verhalf man Napoleon zur Regierung, aber dieser machte sich später ganz gegen den Willen seiner freimaurerischen Hinterleute, seine eigenen Interessen verfolgend, zum Kaiser. Noch in der Unterredung mit Röderer vom 11. 2. 1809 sagte Napoleon sehr bezeichnend: „Die Armee ist ein Freimaurerorden: es besteht zwischen ihnen

(den Offizieren) eine gewisse Verständigung, durch die sie sich überall sicher erkennen, sich suchen und sich verstehen: und ich, ich bin der Großmeister ihrer Logen." („Tagebuch des Grafen Röderer" Berlin 1909 S. 271)

Im Jahre 1809 begann die Wendung in der Laufbahn des sich verselbständigenden Napolons, und auch die Freimaurerei stellte sich teilweise gegen ihn.

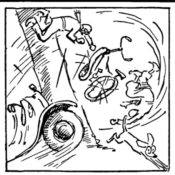
Man wollte immer für den Fall des Herzogs von Braunschweig ein „Dokument" haben. Die Tagebucheintragung des Grafen Röderer ist in der Tat ein solches Dokument und geeignet, die so klaren Ausführungen des Grafen Moltke (in dieser Folge) außerordentlich zu erhärten.

Talleyrand bezeichnete den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig im Jahre 1799 als „Retter" Frankreichs, ja er wurde im Jahre 1802 noch erwähnt und seine Wahl erwogen. Im gleichen Jahre — 1799 — wurde Napoleon von anderen ebenso genannt! Es ist eine nicht nur „höchstleuchtenden Meistern", sondern jedem denkenden Menschen einleuchtende Situation, als sich die beiden „Retter" im Jahre 1806 — 7 Jahre später — bei Jena gegenüberstanden, der eine als Höchstkommandierender des preußischen, der andere als Höchstkommandierender des französischen Heeres. In welcher Weise der Herzog hier „rettete", ist von dem Feldherrn Ludendorff in „Kriegshetze und Völkermorden" ausgeführt. Er schreibt:

„Preußens Heer wurde 1806 von dem gleichen Br. Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig geführt, wie einst bei Valmy. Auch die meisten anderen militärischen Führer waren Freimaurer, und der Illuminaten- und Freimaurergeist von Weimar — dieser fluchwürdige Weimarer Geist — strahlte unmittelbar durch den Illuminaten und Freimaurer Br. Karl August, Großherzog von Weimar, auf die Führung des Heeres aus, das seine verfreimaurerten Führer in das Großherzogtum gebracht hatten.

Als ich einst den Feldzug 1806/07 studierte, erschien er mir militärisch unbegreiflich. So konnte ein Heer auf dem linken Saaleufer nicht aufmarschieren, daß es seiner Heimat in den Schlachten von Jena und Auerstädt an demselben unheilvollen 14. 10. 1806 seinen Rücken abwendete, so konnten Schlachten nicht geschlagen, die dem Feinde das tüchtige Heer gleichsam zum Geschlagenwerden überlieferten, so konnten Festungen nicht übergeben werden, die in einem verteidigungsfähigen Zustand von tapferen Truppen verteidigt werden wollten. Heute verstehe ich die Zusammenhänge. Der Freimaurer ging im preußischen Heere um, hatte es dem Untergange geweiht und lieferte es den freimaurerischen Plänen aus. Auf den Führern lastet der Fluch freimaurerischen Verrates, die Ehre des Heeres steht unberührt da. Nun sehe ich die verfreimaurerten Offiziersschriftsteller über mich herfallen. Möge das Deutsche Volk ihr Geschreibsel verachten. Mir steht nichts höher als die Wahrheit, und diese rettet die Ehre des alten Heeres und damit die der freien Deutschen."

Fortschreitend bestätigt die Geschichte die Erkenntnisse des großen deutschen Feldherrn.


Güt'ge Schicksalsmächte lenken streng und weise Dein Geschick . . .


und Du mußt nur immer denken: Sicher war's zu meinem Glück!

Japanische Frauen im Kampf gegen einen Aberglauben

Aberglaube, vom Volksmund auch Afterglaube genannt, ist ein schlechter, törichter, unsinniger Glaube, so wie man ein schlechtes, geringwertiges Korn auch Afterkorn oder einen törichten, schlechten Witz auch Afterwitz nennt. Im allgemeinen verstehen wir unter Aberglauben einen Glauben an Dinge oder Zusammenhänge, die überhaupt nichts miteinander zu tun haben oder gar nicht vorhanden sind. Der Aberglaube besteht meist aus unsinnigen Vorstellungen von vermeintlich „übernatürlichen" Gewalten oder Kräften, die das Schicksal einzelner oder ganzer Sippen und Völker nach gewissen eigenen, unerforschlichen Grundsätzen — allen Naturgesetzen zum Trotz — beeinflussen, wohl gar endgültig gestalten.

Die verhängnisvollen Folgen eines solchen törichten Aberglaubens mag uns folgender Bericht von Gisela Furtmüller vor Augen führen, den wir der Beilage „Den Frauen und Müttern" (Nr. 25/1938) des „Anhalter Anzeiger" entnehmen:

„Eine Legende, deren Herkunft selbst den Kennern altjapanischer Geschichte fremd ist, behauptet, daß die im Hinoe-Uma-Jahr geborenen Frauen Unglück in die Ehe bringen. Hinoe-Uma kehrt mit jedem einundsechzigsten Kalenderjahr wieder. Das letztemal fiel es auf 1915 und wirft jetzt seine Schatten auf die bedauernswerten Mädchen, die indes das heiratsfähige Alter erreichten. Allerdings hatten sie vielfach gehofft, daß die Männer ihrer Wahl modern gesinnt sein würden, diesen Aberglauben in das Reich des Nirvana zu verbannen. Aber sie haben sich geirrt. Die Herren haben Angst, unverhohlene Angst, daß ihnen die in diesem Jahre des Unheils geborenen Frauen Verderben bringen könnten. Mit der billigen Ausrede, der Fluch könnte doch einmal in Erfüllung gehen, traten sie von den gefaßten Heiratsabsichten zurück. In jüngster Zeit wurden zahlreiche Verlobungen gelöst, und die Statistik veröffentlicht eben den Bericht über eine große Anzahl von Selbstmörderinnen, die aus unglücklicher Liebe den Tod gesucht haben. Andere, denen die Natur ein glücklicheres Temperament verliehen, schrecken vor der Ehelosigkeit nicht mutlos zurück. Sie finden sich mit Ergebung in ihr hartes Schicksal. Die Tochter eines hohen Würdenträgers hat öffentlich erklärt, sie werde sich ganz ihrer Tätigkeit in Kinderheimen widmen und auch dort einen Daseinszweck finden. Die Theorie dieser Ansicht ist gewiß begrüßenswert, doch steht ihr der Verzicht auf Ehe und Familienglück als ungleiche Parallele gegenüber.

Dr. Sakino, der Chef eines wissenschaftlichen Instituts in Nanking, zählt unter 200 Schülerinnen 89 Töchter des Hinoe-Uma-Jahres, die sich in den Dienst der öffentlichen Humanität stellen wollen. Das Schicksal dieser vom Leben so hart Betroffenen hat im Land große Teilnahme erweckt."

Der unsinnige Glaube an einen nur in den Vorstellungen der Abergläubigen bestehenden Fluch des Schicksals und die Furcht, diesen Wahnvorstellungen zu trotzen, macht es einem ganzen Jahrgang wertvollen weiblichen Nachwuchses des japanischen Volkes unmöglich, in ersehnter Wahlgemeinschaft mit einem Mann ihres Volkes den höchsten Lebenssinn zu finden, die Brücke zu bilden von den Ahnen zu den kommenden Geschlechtern. Wir verstehen, wie sehr gerade die japanische Frau, in der die Überlieferung (Tradition) besonders lebendig ist, als Angehörige des Hinoe-Uma-Jahres darunter leidet, zum Opfer eines unhaltbaren Wahnglaubens herabgewürdigt zu werden.

Mag sein, daß das Bewußtsein die japanische Frau wachgerüttelt hat, wieviel gesunde Volkskraft ein solcher Afterglaube gerade in der Zeit eines mörderischen Krieges ihrem Volke im Befreiungskampfe aus der Umklammerung der überstaatlichen Mächte entzieht, oder daß auch das japanische Volk wie viele andere Völker das mächtige Neuerwachen des natürlichen, arteigenen Lebenswillens durchzittert, wenn uns von einem Auflehnen gegen den Wahn des Aberglaubens an den Fluch des Hinoe-Uma-Jahres berichtet werden kann:

„Die Leiterin eines Hospitals forderte ihre Schicksalsschwestern auf, sich der Emanzipationsbewegung der Frauen anzuschließen und dadurch für die Befreiung von dem Verhängnis eines ungerechten Aberglaubens zu wirken. Mit Unterstützung der Zeitungen wurde in ganz Japan eine Umfrage veranstaltet, ob sich unter den Ehepaaren des Reiches Frauen befinden, die in dem verhängnis-

vollen Jahr das Licht der Welt erblickten und trotzdem einen Lebensgefährten gefunden haben. Unter den zahlreichen Antworten befand sich ein Schreiben des Grafen Lisanto, der erklärte, daß er mit seiner Frau, die in dem Hinoe-Uma-Jahr von 1854 geboren wurde und sie mit achtzehn Jahren heiratete, nicht weniger als vierundsechzig außerordentlich glückliche Jahre verbrachte."

Unsere Erfahrung läßt uns zweifeln, daß die japanischen Frauen auf diesem Wege zum Ziele gelangen werden. Durch sogenannte „Emanzipationbewegungen" sind die Frauen anderer Völker vom Regen in die Traufe geraten. Die aus gesundem Streben nach Würde und gerechter Bewertung geborene Deutsche Frauenbewegung wurde durch geschickt eingeschobene jüdische Führerinnen in jüdisch-materialistische und andere volkszersetzende Richtungen abgedrängt. Auch das Ergebnis des Aufrufs von Zeugen aus dem Hinoe-Uma-Jahre von 1854 wird schon darum nur geringe Überzeugungkraft ausüben, weil nur noch wenige Ausnahmen am Leben sind, die eben „die Regel zu bestätigen" scheinen.

Nur Erkenntnis über die wahren Ursachen des Schicksals (Siehe: Dr. Mathilde Ludendorff: „Wahn über die Ursachen des Schicksals") ermöglicht die endgültige Befreiung von solchen unheilvollen Überlieferungen und gibt einen ganzen Jahrgang hoffnungvoller Volkskinder dem Leben seines Volkes zurück. We.

Hannibal vor dem Senat

Historische Scene von Gustav G. Engelkes

Die Sonne Afrikas sendet ihren glühenden Schein auf Carthago herab; auf den flachen Dächern brütet die Hitze.

Das Leben auf den Plätzen, Straßen und Gassen scheint erstorben zu sein. Die Zinnen der Paläste ragen weißüberglänzt und sind ein seltsamer Gegensatz zu den großen klotzig formlosen Miethäusern, in denen gepfercht die Menge und das Elend wohnen, die mit Zins- und Mietgroschen für den Reichtum geschäftiger Händler fronen, die diesem mächtigen Staat geboten.

Gewaltig, groß und reich ist Carthago, aber Rom war stärker.

Vergessen ist Kannä, die Taten Hannibals sind nun wie nie geschehen. Verrat und Eigennutz entwanden dem Feldherrn zuletzt doch den Sieg. Kämpfte er für die Krämer Carthagos? Stritt er für die Ziele eines händlerischen Weltkahals, die geheime und dann offene Herrschaft in allen Völkern erstrebte, die Handel und Münze tributpflichtig machte?

Waren seine Heere letzthin nur für den gleißenden Gott des Goldes ins Feld gezogen und hatten die Alpen überwunden und ein stolzes mächtiges Reich? Diesen Leuten war es gleich, wer ihre Banken mit dem Schwerte schützte, in welchem Vaterlande und Volke die Gewölbe ihres Reichtums sicher und wohlbehütet waren. Nein, Hannibals Sehnsucht und Kampf galt einem völkischen Reich, einem starken Staat, und den ließ er nicht ab von den Krämern zu fordern, das ließ sich nicht abdingen für Gold und Güter. Die unerhörten Opfer seiner Krieger an Blut und Not sollten nicht von dem allesverschlingenden Götzen vertilgt werden, dem Priester und Krämer huldigten.

In dem Palaste des Suffeten haben sich nun die Männer der Gerusia versammelt. Sie sitzen im Halbkreis auf rotausgeschlagenen Sesseln um den etwas erhöhten Sitz des Suffeten.

Draußen vor den Toren des Palastes aber steht ein Haufe Carthager, die die friedliche Toga des Bürgers tragen. Ihre verbrannten und mit Narben bedeckten Gesichter jedoch passen besser zu einer kriegerischen Tracht. Und, seltsam, wenn sie hin und her schreiten im leisen Gespräch, klirrt ihr Gang wie Eisen.

Die Männer reden gedämpft miteinander, versuchen es jedenfalls mühsam. Ihre Blicke gleiten verstohlen über die mächtigen Quader des großen Palastes, dessen Stufen soeben ein einsamer Mann erschritten hat.

„Er wird ihnen die Schmach ins Antlitz schleudern."

„Es wird ihnen gleich sein, der Geldsack besitzt keine Ehre. Sie wünschen nur dies: Uns los zu sein, keine Zeugen und Mahner an früheren Kampf und für eigene Erbärmlichkeit mehr zu haben. Was reizt sie wohl mehr. Wir sind die Sieger von Kannä, wir allein sind Carthago, sie sind nur Geldsack auf punische Art."

„Sie streuen unter das Volk, das Hannibal ständig Gift bei sich trage, um seinem Leben schnell ein Ende bereiten

zu können, wenn es ihm jemand ruhmlos zu nehmen gedenke."

Die Männer lachen, aber es ist ein zorniges Lachen der Empörung. „Wir, seine Getreuen, werden jeden Becher prüfen, den der Feldherr zum Munde führt."

Dies sprechen die Leute auf der Straße, aber oben im Saale des Suffeten herrscht Totenstille.

Der Suffet hat sich aus einem Sessel erhoben, und nun steht er und deutet mit der fetten, beringten Hand auf einen edelgebauten, schwarzbärtigen Mann, der mit in diesem Kreise sitzt und doch nicht zu ihm gehört.

Die Stimme des Stehenden ist voll kreischendem Zorn, dem Feigheit und Haß gleich stark vermischt sind.

„Und du, Hannibal, bist an unserem ganzen Unglück schuld. Seit dieser unseligen Schlacht bei Zama, die du so kläglich gegen den Römer Scipio verlorst, der sich nun stolz „Africanus" nennen kann, fand unser Unheil seinen Abschluß. Mit Recht bezeichnen dich die Römer als den Unruhestifter, der Unfrieden zwischen die Völker sät. Auch ist es uns nicht verborgen, daß du nach der Herrschaft im Staate strebst und die Verfassung stürzen willst."

Bei diesen Worten keuchen Flüche und Empörung über die Lippen der Männer und begraben Hannibal unter einer Sturzflut geifernden Hasses.

„Wie du weißt, ist die Gesandtschaft aus Rom zurückgekehrt und bringt uns den Frieden unter Bedingungen, die uns zu Sklaven dieser Römer machen. Sie verlangen die Auslieferung der Flotte, einen Tribut von 50 Talenten jährlich. Zudem müssen wir abrüsten und die Waffen abliefern, und dürfen mit niemanden ohne Genehmigung der Römer Krieg beginnen."

„Und diesen Frieden habt ihr unterzeichnet?" ruft Hannibal. „Auch die Römer sind am Ende ihrer Kräfte. Ihr Sieg bei Zama war ein Phyrussieg. Nicht ich und mein ruhmreiches Heer haben diesen Krieg verloren, der so siegreich für uns begann, sondern ihr wart es, die uns das Kurzschwert in den Nacken stießen. Eurem Geiz und eurer Erbärmlichkeit verdankt das Vaterland diesen schmachvollen Frieden, da ihr mir Ausrüstung und Sold für die Kriegsführung weigertet. Glaubt ihr etwa, daß sich die Römer mit dieser Demütigung zufrieden geben werden? Sie werden euch Wehrlose niedermachen, eure Weiber hinwegführen und eure Söhne zu Sklaven machen. Und selbst euer Reichtum, nun wird es euch treffen, wird schwinden, ihr werdet Bettler werden."

„Wieder will Hannibal zum Kriege hetzen."

„Bei der Gottheit unseres Volkes beschwöre ich euch, kämpft bis zum Letzten. Es ist besser, zu unterliegen, aber mit Ehre zu sterben, als ohne Ehre dahinzusiechen. Carthager, ihr seid reich genug, den Römern jeden Tribut zu zahlen, der uns Zeit gewinnen läßt. Aber ich sage euch, das Schwert wird durch kein Gold der Erde aufgewogen. Bietet ihnen den doppelten Tribut und haltet eure Waffen."

„Genug, Feldherr", unterbricht der Suffet. „Die Völker wollen Frieden und im Frieden ihrem Beruf, dem Handel und Wandel nachgehen. Aber Leute wie du, Hannibal, hetzen die Völker zum zwecklosen Hasse auf. Sinnlos zerfleischen sie sich und ihre Äcker veröden. Ihr blühender Handel wird brach liegen. Müde sind wir vom Kriegsgeschrei, müde sind es auch die Römer."

„Ich rede, weil ich den Frieden will."

„Hannibal redet vom Frieden", lachen die Männer.

„Ja, vom Frieden, der geschirmt werden muß. Narren, elende Krämerseelen!" Hell loht der Zorn aus Hannibal. „Glaubt ihr den gleißnerischen Worten des Wolfes, der dem Lamme Frieden bietet? Wahrlich, diese Römer achte ich mehr als euch, wenn sie auch meine Feinde sind. Wehe über ein Volk, das sein eigenes Schwert zerbricht und in der Peitsche seines Siegers eine Friedenspalme sieht."

„Schweige, Hannibal", unterbricht ihn heftig der Suffet. „Nicht dulde ich, daß du die Gemüter erneut aufstachelst. Ich habe dir übrigens noch eine Bedingung der Römer bekanntzugeben, welche die Auslieferung von Kriegsverbrechern vorsieht, damit diese unnützen Leute in Gewahrsam genommen werden und nicht mehr die Völker und uns alle bedrohen. An der Spitze dieser Liste steht dein Name, Hannibal!"

Tiefes, lähmendes Schweigen folgt diesen Worten.

„Da ich als sein Führer in diesem Rate das Heer vertrete, so erkläre ich an seiner Statt, daß ihr Verrat an euren eigenen Helden begangen habt. Voll Verachtung und Trauer wende ich mich aus eurem Kreise."

Der Suffet schlägt an ein metallenes Becken, worauf eine Wachtabteilung schwer gewappneter Söldner den Saal betritt.

„Hannibal", erklärt der Suffet mit fetthoher Stimme, „im Namen deines Volkes erkläre ich dich für gefangen."

Hannibal tritt rasch an ein Säulenfenster, ergreift einen Leuchter und wirft ihn hinaus auf die Straße, wo noch immer jene schweigsam gewordenen Männer sind, die im Bürgergewande wie vermummte Krieger aussehen.

Hannibal tritt mit hochgerecktem Kinn in den Saal zurück.

„Ergebe dich der Wache!" schreit der Suffet.

Ehe noch die Wache zögernd auf den Feldherrn zugeschritten ist, dröhnt es wie ehernes Rauschen über die Treppen und Portäle. Der Vorhang zwischen den Eingangssäulen wird zurückgerissen und etwa dreißig Männer, unter deren bürgerlichen Togen man die Panzerriemen knirschen hört, stürmen mit erhobenen Schwertern in den Saal.

Totenbleich taumelt der Suffet zurück, umdrängt von den Männern der Gerusia. Nun sind es schlotternde Händler, Carthago ist nur noch ein Mann mit dreißig Getreuen.

Schweigend verläßt Hannibal inmitten seiner Krieger den Saal, während 15 Söldner auf der Schwelle des Eingangs stehen bleiben und den Rückzug ihres Führers mit gezückten Schwertern und mit ihren eigenen Leibern decken.

Dreieckig verbohrt

Von Fritz Rehbein, Stedersdorf.

Neulich hatte ich Besuch. Meine Nachbarin Trina liebt Kinder sehr und da wollte sie mir zunächst einmal Glück zur Geburt unseres ersten Heidenjungen wünschen. Bei Kaffee und Kuchen versuchte sie, meiner Frau und mir klar zu machen, daß Kindern die Fingernägel nicht abgeschnitten, sondern immer nur abgebissen werden müßten. — Daraufhin hat sie mein Haus fluchtartig verlassen und mich einen groben Menschen genannt. Denn so tief stecke ich — wenn ich mich auch Heide nenne — nun doch nicht im „Heidentum", als daß ich diesem Glauben eine Spur von Berechtigung zuerkennen könnte.

Ja — die gute Trina hatte auch behauptet, man dürfe Kinder nicht aus dem Fenster reichen, sonst müßten sie sterben. Ich bitte Sie, wer reicht Kinder aber auch aus dem Fenster?!

Und — o Graus — wenn die oberen Zähne bei den Kindern früher als die unteren kommen, müssen sie früh ins Gras beißen!

Trina hatte noch versucht, einen gedrängten Überblick über die andern dem Kinde von dieser Seite dräuenden Gefahren zu geben, jedoch war sie hier bei mir auf den bereits erwähnten hartnäckigen Widerstand gestoßen.

Die Trina gehört zu der Kategorie von Frauen, die ihre Bohnen grundsätzlich nur zwischen 11 und 12 Uhr legen. Der inbrünstig erwartete Glockenschlag 12 bedeutet dann eine Höchstzahl von Bohnen bei der Ernte. Übrigens — am Rande vermerkt: ungeahnte Aussichten für unsere Bauern im Hinblick auf den Vierjahresplan! Ist dann aber unter den lustig grünenden Bohnenpflänzchen eines mit weißen Blättern, was — der Himmel möge es verhüten — jedoch hin und wieder infolge Mangels an Blattgrün (Chlorophyll) vorkommt, so wird sicher noch jemand aus der Familie des Bohnenbesitzers sterben, welches letztere ebenfalls der Anfälligkeit und Vergänglichkeit der menschlichen Natur zufolge eintreffen soll.

Mit dem Tod hat es überhaupt eine eigene Bewandtnis. Nach Trinas felsenfester Überzeugung stirbt immer nur ein Familienglied, wenn das Brot mit der runden Seite — sozusagen bäuchlings — auf dem Tische liegt, eine Eule vor dem Fenster sitzt oder eine aufgezogene Uhr ohne Ursache stehen bleibt.

Kinder soll man nie mit Jungtieren zusammen großziehen. Nein — eines von beiden wird bestimmt sterben! Aus diesem Grunde hatte Trina auch im vorigen Jahre, als ihr kleiner Heinrich geboren wurde, keine Glucke gesetzt und somit auch keine Hühner groß ziehen können. Liegt ein Kranker mit dem Fußende des Bettes der Tür zugekehrt, wird sein letztes Stündlein bald schlagen; das ist so gewiß, wie das Amen in der Kirche! Das alles ist der Trina schon in Fleisch und Blut übergegangen. Es lohnt kaum, noch darüber zu reden. Und doch — um mit Wilhelm Busch zu reden — „was am meisten sie entsetzt, das Allerschlimmste, kam zuletzt!"

Im Herbst des letzten Jahres, in der Rübenblattzeit, hat sich's zugetragen. Die Muschi und die Oschi, wie sie ihre beiden Weißbunten nannte, waren plötzlich erkrankt. Was den Kühen fehlte, mochte der — Tierarzt wissen! Doch der kam der Trina ja nicht in den Stall, der

Kirchliche Segnungen gegen Tierkrankheiten



Bischof Garalli von der Laterankirche segnet am Tag des heiligen Anton die Tiere, in diesem Falle Tauben.

In der St.-Eusebius-Kirche in Rom wurden am St.-Anton-Tage Elefanten gesegnet.
Aufnahmen: The Associated Press

alte Fuchs wäre der Krankheit ja mit nüchternen, wissenschaftlichen Methoden zu Leibe gerückt! — Nein, verhext waren die Biester! Wenn sie nur wüßte, wer da wieder seine unsaubere Hand im Spiele hatte! Nach einigen Tagen kam Trina die rettende Erkenntnis: Mutter Degen aus dem Nachbardorfe mußte her! Die mußte ihr Vieh besprechen und es von dem bösen Geiste befreien.

Und Mutter Degen kam! Mit ihren Pülverchen und Zaubersprüchen. Sie verhängten gemeinsam im Hause die Fenster, gingen den Hof und die Ställe ab und trichterten den Kühen abscheuliches Gebräu ein. Murmelnd, beschwörend. Tagelang, nächtelang. Jedoch — die bösen Geister wankten und wichen nicht. Ein ganz schwerer Fall — sozusagen! Da griff Mütterchen Degen, als alles nichts half, zu einem Gewaltmittel. Die Stalltüren wurden dreieckig verbohrt, die Löcher unter geheimnisvollen Gebärden mit noch geheimnisvolleren Pülverchen gefüllt und verklebt. So — das wäre getan. Befriedigt rieb Mutter Degen den runzeligen Daumen an der Kolbennase und kicherte in sich hinein.

Auf ihre Anweisung mußte Trina noch die Haustür verschließen und — —

Wie es so geht: der Nachbarin Trinens, der alten, halbtauben und lahmen Mutter Gesine, ist eingefallen, daß sie noch Kuchen backen muß. Auf vier Uhr hat sie der Bäcker bestellt. Doch — wo ist die große Schüssel, in der der Teig angerührt werden soll? Hat die Trine sie nicht gestern geholt? Richtig! Mutter Gesine fährt in die Buntgestickten und erreicht, aus der Gartenpforte und am Zaun entlang tappend, das Gehöft der Nachbarin. Auf dem Hof ist es schier unheimlich still. Einige Hühner scharren am Mist, sonst rührt sich nichts. Und die Fenster sind verhängt?! Mutter Gesine drückt die Klinke der Haustür nieder und — versinkt immer tiefer in Nachdenklichkeit, denn die Tür ist verschlossen. Was soll denn das — —? Sie drückt noch einmal und klopft, einmal, zweimal. — — Ach ja, jetzt weiß sie es wieder, wegen der großen Schüssel ist sie gekommen, der Bäcker hat gesagt — — —. Mutter Gesine kann keine Klarheit mehr darüber gewinnen, was der Bäcker eigentlich gesagt hat, denn just in diesem Augenblick wird die Tür von innen mit Schwung aufgerissen, und auf der guten Mutter Gesines Rücken und Kopf tanzt in tollem Wirbel ein guter Birkenreisener, von Nachbarin Trinens kräftiger Hand geführt. — — —

Selbst nach Wochen weiß Mutter Gesine noch nicht, wie es ihr in dem rasenden Ablauf der Ereignisse möglich war, so schnell den Weg vom Hof herunter zu finden. Und selbst bei der Verhandlung vor dem Amtsgericht in der Kreisstadt, die alle Beteiligten dieser „unklugen" Geschichte vereinte, hat sie den Vorgang so dargestellt, daß sie immer vor sich hin gewimmert habe: „Ek woll ja man blot de Schöttel (Schüssel) halen!" Die Angeklagte habe sie aber nicht zu Wort kommen lassen, sondern unter Besenhieben auf sie eingeschrien: „Täuf (warte), du ale Hexe!"

Auf die Frage des Vorsitzenden an Trina, was sie denn dazu veranlaßt, der alten Frau, zu der sie sonst in freundnachbarlichem Verhältnis gestanden habe, so übel mitzuspielen, kam folgende Weisheit ans Licht: Mutter Degen hatte Trina empfohlen, die Haustüre zu schließen und sich dahinter — sozusagen — auf die Lauer zu legen. Der erste beste, der darauf auf den Hof kommen und ins Haus treten würde, sei der Hexenmeister, der das Vieh krank gemacht habe. Dieses Verbrechen könne nur durch sofortige kalte, kantige Abreibung des Schuldigen mit besagtem Reinigungsinstrument gesühnt werden. Zugleich würde hiermit auch der Bann, der auf den Kühen lag, gebrochen.

Ob Mutter Gesine am selbigen Tage noch dazu gekommen, ihren Kuchen zum Bäcker zu tragen, vermerkt die Geschichte nicht, jedoch kann ich versichern, daß niemand während der Verhandlung gelacht hat. Tiefer Ernst lag auf den Zügen aller Anwesenden, als sich der Richter erhob und in heiligem Zorn der wie ein Häuflein Unglück dasitzenden Mutter Degen den Kopf wusch und ihr das Urteil sprach. Trina kam mit einem blauen Auge davon.

Trotz dieser bösen Erfahrung pflanzt Nachbarin Trina — wie gesagt — immer noch die Buschbohnen Jahr für Jahr kurz vor dem Glockenschlage zwölf!

Platz da! Von Dr. Schwachten

Als durch das Land der Ochsenkarren fuhr,
Noch nicht gelenkt vom Wissen der Kultur,
Da hieltet Ihr bequem in seinem Lauf
Das Rad der Weltgeschichte siegreich auf. —
Von Tag zu Tag ungleicher wird der Kampf:
Gebt Acht, Ihr Herrn! Wir fahren jetzt
mit Dampf!
Platz da! Es könnte leider sonst gescheh'n,
Daß wir Euch unter unsern Räder seh'n!

Die gefoppten Jesuiten

W. Hochberg.

Ein freidenkender ungarischer Kandidat der Theologie, Hedhessi, hatte auf der im Gegensatz zu der pietistischen Universität Halle freiheitlich gerichteten Universität Frankfurt a. d. O. seine Studien beendet. Als er seine Bücher zusammenpackte, um nach Ungarn heimzukehren, erkannte er mit Schrecken, daß die Wiener Zensur, die von Jesuiten ausgeübt wurde, wohl den größeren Teil derselben konfiszieren werde, denn es waren viele freigeistige französische und englische Philosophen dabei, auch Schriften des großen Königs. Als er so seine geistige Not überdachte, kam ihm schließlich der Gedanke, ob ihm nicht dieser selber helfen könne.

Gedacht, getan. Er wußte es so einzurichten, daß er einmal dem „Alten Fritz", als er mit seinen Windspielen im Parke von Sanssouci spazierenging, begegnete, um sich ihm mit bittender Gebärde zu nahen. Von dem angenehmen Äußeren des Fremden eingenommen, knüpfte der große König mit ihm ein Gespräch an, in dem er den Grund der seltsamen Audienz des ungarischen Theologen erfuhr. Er hatte unterdes Gefallen an dem freimütigen jungen Mann gefunden, der ihm auch klargemacht hatte, daß selbst seine, des Preußenkönigs, Schriften nicht von der hohen Zensur der Jesuiten in Wien verschont werden würden. Der tolerante König, der in seinem Reiche selbst die Jesuiten ungeschoren ließ, wenn sie ihm nicht seine eigenen Pläne störten, beschloß nun aber doch, den Jesuiten einen Denkzettel zu geben.

„Da will ich Ihm einen guten Rat geben", sagte er zu dem Theologen, „nehme er seine Bücher in Gottes Namen mit und sage er nur, der König von Preußen habe sie Ihm geschenkt."

„Majestät, das wäre wider die Wahrheit", wandte der junge Mann ein.

„Das gehört zu seinem Beruf", meinte verschmitzt der König, „aber melde Er sich in meiner Kanzlei, da wird man sie Ihm geben."

Erfreut dankte der Kandidat, blieb aber doch noch unschlüssig stehen, so daß ihn der König fragte: „Und was will Er noch?"

„Und wenn man mir die Bücher nun doch abnimmt?" wandte er, noch immer zweifelnd, ein.

„Das werden die Wiener nicht wagen!" sagte der König, fügte aber, als er das noch immer ungläubige Gesicht sah, hinzu: „Dann melde Er sich bei meinem Gesandten in Wien, und nun gehe Er!"

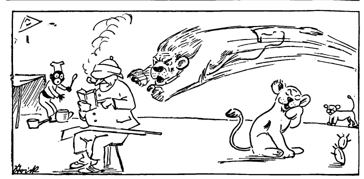
Hocherfreut hatte Hedhessi eine prächtige Ausgabe von des Königs Werken in Empfang genommen. Alle in seinem Besitz befindlichen und noch erreichbaren freigeistigen Schriften packte er hinzu, und mit einer ungewöhnlich großen Bücherfracht trat er die Heimreise an. Natürlich wurde ihm, wie er erwartet hatte, sein gelehrter Reichtum an der Grenze abgenommen und nach Wien zur Zensur gesandt. Er selber mußte der Kontrolle der beiden Zensoren im Jesuitenkolleg in Wien beiwohnen. Aber nicht eine der ketzerischen, freigeistigen Schriften fand Gnade vor den kritischen Augen, die höchst empört darüber waren, daß es jemand wagen konnte, diese verfemten Schriften der Aufklärung ins gut katholische Österreich zu bringen. Keine Einwendungen Hedhessis wurden beachtet. Und als sie zuletzt an die Werke des großen Königs kamen, da taten sie dieselben mit höhnischem Lächeln zu den anderen verworfenen.

Nun machte aber Hedhessi den Einwand, den anzubringen er sich als letzten Trumpf aufgehoben hatte, mit erhobener Stimme: „Meine hochwürdigen Herren Väter, bedenken Sie doch, daß mir diese Bücher von Seiner Majestät dem Könige von Preußen selber geschenkt worden sind!"

Aber aufgebracht und giftig antwortete man ihm: „Was geht uns der König von Preußen an? Wir sind hier in Wien. Sei Er nur froh, daß Er nicht selber noch mit eingezogen wird, wenn Er die Frechheit besitzt, solch Zeug in sein Vaterland zu verschleppen."

Als unser Kandidat die Türe hinter sich zugemacht hatte, war er doch froh, dieser unangenehmen Situation, die ihm leicht hätte gefährlich werden können, entronnen zu sein. Aber natürlich eilte er spornstreichs zum preußischen Gesandten, der schon wohl über die Sache unterrichtet war, und erstattete ihm Bericht. Dieser ließ den Kandidaten zunächst mit der Weisung, es sich recht wohl sein zu lassen, im „Goldenen Löwen" einquartieren, er solle daselbst weitere Nachrichten abwarten. Ein Kurier des Gesandten unterrichtete den König in Potsdam von dem Gang der Ereignisse. Der aber hatte sei-

nen Plan schon fertig. Die heiligen Väter des Jesuitenkollegs in Breslau erschraken nicht schlecht, als ihnen ohne jegliche Ahnung die Türen ihrer Bibliothek versiegelt und mit zwei Schildwachen besetzt wurden. Die Siegel wurden außerdem täglich von einem Kammerkalkulator in Begleitung eines Leutnants nachgeprüft. Noch mehr erschraken die frommen Väter, als sie weiterhin die Kosten dieses für sie überraschenden Verfahrens zu tragen hatten: 30 Taler für die Versiegelung und täglich je 1 Taler für jede der Schildwachen und 2 Taler für den Leutnant. Es vergingen zunächst mehrere Tage, ehe sie sich von dem ersten Schrecken erholt hatten. Noch immer hatten sie keine Ahnung, warum der sonst so duldsame König ihnen eine solche Auflage machte, aber es mußte gewiß etwas ganz Außergewöhnliches sein, was ihn diesen Schritt tun ließ. Ganz vorsichtig machten sie sich an die Breslauer amtlichen Stellen heran, aber nirgends konnten sie die gewünschte Auskunft erhalten. So blieb ihnen nichts übrig, als von einer Deputation, die sie nach Potsdam entsandten, sich die Aufklärung der Affäre holen zu lassen. So geschah es. Ganz gegen seine sonstige Gepflogenheit, Abgesandte und Bittsteller möglichst bald zu empfangen, zögerte der König die Audienz der aalglatten Brüder der Gesellschaft Jesu, auch wider deren Erwarten, fast 14 Tage hinaus. Aber wollten sie nicht unverrichteter Sache abziehen, so mußten sie auch den längeren unfreiwilligen Aufenthalt in Potsdam auf sich nehmen. Als sie dann endlich empfangen wurden, staunten sie über die Liebenswürdigkeit des Königs, der sich mit ihnen über alles Mögliche unterhielt, so daß sie ihre Bitte um Aufklärung noch nicht einmal vorgebracht hatten, als der König sich zum Gehen wandte. Mit äußerster Untertänigkeit hielten sie den König noch einige Augenblicke zurück und brachten ihr Anliegen vor. Recht oben drüber hin sagte der König im Weggehen: „Aha, ihr kommt wegen der Bibliothek. Das ist nicht meine Sache. Nur eine Bagatelle. Mein Gesandter in Wien kann euch darüber Auskunft geben. Ich bin euer gnädiger König wie immer. Adieu." Mit langen Gesichtern ließ er die Abgesandten stehen, die nun so klug waren wie zuvor. Enttäuscht berichteten sie in Breslau. Aber schließlich blieb ihnen doch nichts anderes übrig, als sich nach Wien, wo sie die eigentlichen Herrscher, an den preußischen Gesandten zu wenden, wohl ahnend, daß ihre Ordensbrüder daselbst den Unwillen des Preußenkönigs erregt hätten. So kamen sie denn mit ihrer Bitte an den Wiener preußischen Gesandten. Zunächst tat dieser, als wisse er von der ganzen Angelegenheit nichts, bis er sich endlich, so recht nebenbei, eines ungarischen Studenten zu erinnern wußte, dem nach seiner Kenntnis von der österreichischen Zensurbehörde Schwierigkeiten gemacht worden seien, sie könnten dort wohl Genaueres erfahren, und die Herren von der Zensur würden wohl die Angelegenheit sehr schnell in Ordnung bringen können. So mußten sich die Breslauer Jesuiten bei ihren Wiener Ordensbrüdern Auskunft holen. Und die wußten natür-



Ach herrjeh, wie wird das gehen!!
Und die Moral von der Geschicht':

Hast Du Dich nicht vorgesehen,
Eine Vorsehung hilft Dir nicht!

lich sogleich, wie die Sache zu regeln sei. Wenige Stunden später waren dem Kandidaten Hedheßi alle seine konfiszierten ketzerischen Schriften, einschließlich der Werke des großen Königs, wieder zugestellt. Außerdem beeilten sich die Breslauer Abgesandten, am nächsten Tage in einer Audienz den preußischen Gesandten von der Beilegung des Streites, die dieser aber schon von des Königs Schützling erfahren hatte, zu unterrichten und ihn zu bitten, seinerseits dem König von Preußen Mitteilung davon machen zu wollen. „Gewiß", versicherte der Gesandte, „das will ich tun, aber — zuvor möchte doch eine andere Sache noch geregelt werden." Und damit übergab er den Herren die Rechnung des Wirtes zum „Goldenen Löwen" für den mehrwöchigen Aufenthalt und Unterhalt des zukünftigen freigeistigen ungarischen Pfarrers, die für sehr gute Speisen und ausgezeichnete Weine einen Betrag von — 96 Dukaten ausmachte. Und wollten die geistlichen Breslauer Herren ihre Bibliothek frei haben, so mußten sie wohl oder übel auch noch diese Rechnung bezahlen.

Nach nunmehr erfolgtem Bericht an den König erging die Anweisung auf Entsiegelung der Bibliothek des Jesuitenkollegs in Breslau, und außerdem traf noch ein königliches Handschreiben an den Pater-Rektor in Breslau folgenden Wortlauts ein:

„Ihr werdet Eure Herren Confratres in Wien und das Personal des dortigen Konsistorii wohl warnen, daß sie an dem Candidaten Hedheßi aus Ungarn Rache üben. Ich werde mich fleißig nach dem Wohlsein dieses Mannes erkundigen. Bekommt er nicht die beste Pfarre in Ungarn, oder sollten er und die Seinigen, oder überhaupt die Reformirten und Protestanten cujonirt oder schikanirt werden, so müßt Ihr und Euer Kloster dafür stehen, da halte ich mich an Euch. Friedrich."

Nichts ist leichter als Verkehr, nichts schwerer als Gemeinschaft

(Richard Schaukal.)

Worin besteht der Unterschied zwischen Verkehr und Gemeinschaft? —

Man kann jederzeit mit Menschen **verkehren**, ohne sich irgendwie anzustrengen, ja — ohne daß es einem überhaupt bewußt wird. Man unterhält sich in einem Menschenkreis über dies und jenes, z. B. über das Wetter oder die Klatschsucht der Kleinstädte oder auch über schwerere, tiefere Probleme als da sind: Politik, Wirtschaft, Devisen und Franziskaner, revolutionsbedürftige herrschende Weltordnungen und -anschauungen usw. Man macht und empfängt Besuche, läßt sich einladen, präsentiert sich gegenseitig die Familie, wenn vorhanden, und steht sich, wie man so sagt, auf gutem Fuß, so lange man sich nicht verkracht. Mitunter verreist man auch gemeinsam, macht einen Wochenendausflug mit Picknick im Walde, organisiert ein Komméränzchen für die weiblichen Elemente und einen Skatklub für die männlichen, wird zum Schweineschlachten eingeladen und revanchiert sich dafür beim 25jährigen Dienstjubiläum. Kurz gesagt, man **verkehrt** zusammen.

Es gibt auch rein dienstlichen Verkehr, wobei oft eine Fata Morgana in Form einer Beförderung die schwebende Verkehrsbrücke zum Vorgesetzten ist. Aber dies alles spielt sich zum größten Teil innerhalb eines Standes, eines bestimmten Menschenkreises, einer Klasse ab, und hier liegt ein grundlegender Unterschied zur **Gemeinschaft**. Wenn diese von Standesschranken abgesperrt wird, dann ist sie keine. Für eine wahre Gemeinschaft darf es nur **eine** Grenze geben, die Volksgrenze und auch diese kann unter bestimmten Voraussetzungen durchbrochen werden und sich zur Menschheitsgrenze erweitern. — Man hört so viel von unserer Volksgemeinschaft als von einer wunderbaren Tatsache reden, kann aber nur immer wieder finden, daß sie noch in den Anfängen steckt, was auch gar nicht zu verwundern ist; denn **daß** ein großer Anfang und der **Wille** zum Anfang da ist, schon das ist viel. Je mehr Menschen auf einem begrenzten Lebensraum zusammen sind, um so schwerer ist es auch, sie zu dem Idealbild einer wirklichen Volksgemeinschaft zu formen. Jeder einzelne muß verzichten und helfen wollen, und tut er es nicht, so hemmt er jedesmal die Verwirklichung des Ideals. Schon allein daran läßt sich erkennen, wie unendlich schwer das Ziel zu erreichen ist. Man hat mit keinem Feind auf offenem Felde zu kämpfen, sondern mit sich selbst, mit seinem Egoismus, und der Kampf mit dem eigenen Ich ist immer der schwerste, auch in kleineren Gemeinschaften.

Das Ziel einer wahren Gemeinschaft ist unendlich schwer und langsam zu verwirklichen, aber **daß** es zu erreichen ist, das ist das Ausschlaggebende.

Eva-Maria Purrmann

Hier wurde der Schwindel erkannt . . .

„Der oberschlesische Wanderer" schreibt am 4. 7. 1938 unter der Überschrift „Schwindel-Wallfahrten in Polen — Zehntausende beten Anilin-Farbstoff an":

„Die Wallfahrten zu dem Marienbildnis an der Landstraße bei Kielce haben ein plötzliches Ende gefunden. Bekanntlich hat dieses Bildnis die gesamte Bevölkerung in der Gegend von Kielce wochenlang in Atem gehalten. Vorübergehende Jungen hatten das Standbild durch einen Steinwurf an der Wange beschädigt. Am nächsten Tage zeigte sich an der schadhaften Stelle ein roter Fleck, der sich nach Angaben der damit betrauten Personen nicht fortwischen ließ. Dadurch verbreitete sich der Glaube es sei ein Wunder geschehen. Die Bevölkerung wurde in panikartigen Schrecken versetzt, denn sie nahm an, das Bild sei gekränkt und werde sich durch furchtbares Unheil rächen. Die Blutfarbe sollte Krieg und Vernichtung ankündigen. Ein ununterbrochener Strom von Wallfahrern setzte ein. Von weither kamen die Gläubigen und lagen tage- und nächtelang vor dem Standbild betend auf den Knien, um das Bild, das in einer Blumenpracht versank, wieder zu versöhnen. An einem einzigen Tag wurden allein 20 000 Pilger gezählt, die zu Fuß von weither herbeigeströmt waren. Um das ‚Wunder' auch wissenschaftlich zu belegen, veranlaßte die Diözese Sandomierz das Hygieneinstitut in Warschau, eine chemische und spektroskopische Analyse vorzunehmen und den roten Flecken als ‚Blut' festzustellen. Wie nun die katholische Presse-Agentur mitteilt, hat die wissenschaftliche Untersuchung ergeben, daß die Rötung durch einen Anilin-Farbstoff hervorgerufen wurde'. Nach dieser Entlarvung des ‚Wunders' sind die Wallfahrten eingestellt worden."

Buchführung

Ein welttüchtiger Amerikaner regelte sein Verhältnis zu Gott derart, daß er sich in einem Hauptbuche gewissenhaft Rechenschaft über Bestand, Gewinn und Verlust gab.

Unter „Soll" führte er alles auf, was er selbst seinem Gotte lieferte, als da waren: Bezahlungen an Kirche, Mission, Stiftungen, freiwillige Spenden usf.

Ja, er normierte jeglichen Vollzug seiner Moral in Zahlenwert. Wie etwa: „In der Untergrundbahn menschliches Gespräch mit einem Schuhputzer geführt = 100 **Dollar."** **Oder:** „An der Börse freiwillig auf einen Gewinn verzichtet = 1000 Dollar." Und so fort.

Unter „Haben" wurden die göttlichen Gegenleistungen gebucht und auch diese zahlenmäßig gewertet: „Mit Gottes Beistand einen Sohn bekommen = 2000 Dollar." Krankheiten wurden als göttliche Schulden aufgeführt. Eine Grippe mit 1000 Dollar bewertet, ein Schnupfen mit 150 Dollar.

An jedem Jahresende wurde die Bilanz gezogen. Auf diese Weise behielt der Welttüchtige Überblick und vor allem: Er vermochte sich den überzeugenden und greifbaren Beweis zu erbringen, daß Gott ihm stets viel schuldig blieb.

Fragte ihn jemand: „Wer ist dein größter Schuldner?" so pflegte er zu antworten: „Gott!"

Da er nie eine Gegenrechnung bekam, blieb er in dieser Vorstellung bis zu seiner letzten Bilanz, die allerdings nicht er selber, sondern sein Schuldner vollzog.

Erich Scheurmann

Hochwürden-Arithmetik

An einer Ecke in den Alpen stoßen drei Länder zusammen. Hoch droben in den Bergen verläuft die Grenze. Verwegene Schmuggler haben diese Gegend von alters her bevorzugt. Aber leicht verdienen sie ihren Sündenlohn nicht. Steil und beschwerlich sind die geheimen Wege im Sommer, gefährlich die Lawinenhänge im Frühjahr und Winter, und bitter kalt sind die Nächte auf diesen Höhen. Noch dazu sind die Grenzbeamten ständig unterwegs. Ihr Dienst ist nicht leichter. Die Nächte verbringen sie oft in den Schafhütten, die unter dem tiefen Schnee im Winter kaum zu finden sind, und mit den Schmugglern ist nicht zu spaßen. Nur harte Männer halten diesen Dienst aus. Drei Tage und drei Nächte sind sie draußen, dann haben sie ebenso lange frei und kommen herunter in ihr Dorf, das mit seinen paar Häuserln und dem Kirchle immer noch fast 2000 Meter hoch liegt. Ihre Freizeitgestaltung ist nicht gerade vorbildlich zu nennen. Der Alkohol wird zuweilen recht ausgiebig dazu herangezogen. Das macht dem Herrn Pfarrer manchen Verdruß und Kummer. Gelegentlich der Volkszählung brachte er zum Ausdruck, daß er für ihr Seelenheil keine Garantie mehr zu übernehmen gewillt ist. Seine Meldung an die Behörde über den Bestand des Dorfes lautete: „30 Seelen und 6 Grenzer."

Der liebe Gott hätte vielleicht ein Einsehen gehabt bei diesem Dienst, Hochwürden nicht.

Die Umstellung

Die französische Presse war z. Z. Napoleons sehr abhängig und fest an sein System gebunden. Was die Zeitungen unter diesem Druck alles fertigbrachten, zeigen folgende den Pariser Zeitungen aus den Tagen der Rückkehr Napoleons von Elba (vom 28. 2. bis 21. 3. 1815) entnommene Sätze.

28. Februar: „... Der Menschenfresser hat seine Höhle verlassen ..."
7. März: Der korsische Vielfraß ist im Golf Juan gelandet ..."
9. März: „... Der Tiger ist in Gap angekommen ..."
11. März: „... Das Ungeheuer liegt in Grenoble ..."
16. März: „... Der Tyrann hat Lyon durchzogen ..."
17. März: „... Der Usurpator zeigt sich bereits 60 Meilen von der Hauptstadt ..."
18. März: „... Bonaparte nähert sich mit großen Schritten, aber niemals wird er in Paris einziehen ..."
19. März: „... Napoleon wird morgen unter unseren Wällen sein ..."
20. März: „... Der Kaiser ist in Fontainebleau angekommen ..."
21. März: „... Se. kaiserl. u. kgl. Majestät hat gestern Ihren Einzug in die Tuilerien gehalten, inmitten Ihrer getreuen Untertanen ..."

Wie sehr sich Napoleon auf diese Begeisterung seiner „getreuen Untertanen" verlassen konnte, hatte er zwar bereits erfahren und lernte es nach den „hundert Tagen" nochmals kennen. Jedenfalls hat er gewußt, daß die französische Presse nicht die Stimmung des Volkes, sondern nur seinen Willen wiedergab. Er ließ sich in ruhiger Zeit morgens gewöhnlich die Zeitungen von seinem Geheimsekretär vorlesen. Dabei interessierte ihn nur, was die englischen und deutschen Zeitungen schrieben. Wenn der Sekretär einmal Artikel aus den französischen Zeitungen vorlesen wollte, unterbrach ihn Napoleon mit den Worten: „Lassen Sie das, ich weiß alles, was darin steht, sie sagen ja doch nur, was ich will." (Kunze: „Napoleon-Anekdoten".) Napoleon erlebte dann, was er im Jahre 1813 zu Metternich und ähnlich zu Bourienne sagte: „Ihre auf den Thronen geborenen Souveräne können zwanzigmal geschlagen werden und immer wieder in ihre Hauptstadt einziehen; ich indes kann das nicht, weil ich ein emporgekommener Soldat bin. Meine Herrschaft würde den Tag nicht überleben, an dem ich aufhörte, stark und folglich auch gefürchtet zu sein." (Metternich: „Memoiren".) So richtig er dies erkannte, so vergaß er, daß eine lediglich auf der Furcht beruhende Macht noch nie von Dauer gewesen ist und bei dem geringsten äußeren Anlaß eben rettungslos dahinstürzt. Auf St. Helena hatte Napoleon, wie das Testament an seinen Sohn zeigt, dies ebenfalls erkannt, als es — zu spät war.

Die Borgia

Von Johannes Scherr

(3. Fortsetzung)

Verschiedene Potentaten verhandelten mit dem Großmeister, daß er ihnen den Prinzen abträte, und endlich ließ sich d'Aubusson, wortbrüchig gegenüber dem Sultan Bajazet, herbei, Dschem an den Papst Innozenz den Achten zu überliefern. Zur Belohnung für diese schmachvolle Gefälligkeit gab der Statthalter Christi dem Großmeister den Kardinalshut. Das Oberhaupt der Christenheit stellte sich nun gegenüber dem Oberhaupte des Islam auf den Standpunkt von Angebot und Nachfrage. Wie viel bietest du mir für die Bewahrung und Unschädlichhaltung deines teuren Bruders Dschem? frug Se. Heiligkeit der Papst Se. Hoheit den Sultan. — Jährlich 40 000 Dukaten. — Eingeschlagen und abgemacht.

Von da ab lebte Dschem als Gefangener im Vatikan, wo man ihm nichts abgehen ließ und ihn rücksichtsvoll behandelte. Alexander der Sechste ließ den einträglichen „Sultan" bei feierlichen Aufzügen neben sich reiten und hatte auch nichts dagegen, daß seine eigenen Söhne, wenn es ihnen Spaß machte, bei solchen Gelegenheiten im Kaftan und Turban mitritten. Seine meiste Zeit verschlief Dschem. Trotz seiner beständigen Angst, entweder vergiftet oder an seinen Bruder Bajazet verkauft und ausgeliefert zu werden, war er nachgerade sehr dick geworden, als der Papst sich gezwungen

sah, ihn den Händen Karls des Achten zu übergeben. Er wurde auf dem Marsch nach Neapel im Hauptquartier des Königs mitgeführt, allwo sich vertragsmäßig auch der Kardinal Cesare Borgia befand, welcher als Geisel für die Treue seines Vaters dienen sollte. Allein schon im ersten Nachtquartier des Königs machte Cesare in die Treue ein Loch, indem er, mit dem Kittel eines Stallknechtes angetan, sich auf ein Pferd warf und nach Rom zurücksprengte. Von dort eilte er nach Spoleto, als in einen sichereren Schlupfwinkel. Karls Beschwerde über diesen Vertragsbruch wies der Papst ab mittels der Lüge, er wüßte nichts von der Flucht und vom Versteck seines Sohnes. Verstand es sich doch von selbst, daß die Borgia sofort nach Abzug der Franzosen aus Rom mit allen Kräften gegen den ritterlichen Tölpel von Franzosenkönig zu Machenschaften anhoben.

Ohne Verständnis dessen, was in seinem Rücken die päpstliche Politik im Einvernehmen mit Spanien, Mailand und Venedig anzettelte, drang Karl bis Neapel vor, allwo bei der Annäherung der französischen Armee das verhaßte Regiment des Königs Alfonso wehrlos und ehrlos zusammenbrach. Der Tyrann entsagte am 23. Januar zugunsten seines Sohnes Ferrante der Krone und rettete sich nach Sizilien hinüber. Ferrante wurde von seinen Feldhauptleuten verraten und mußte am 21. Februar, begleitet von seinem Schwager Jofred Borgia, aus Neapel nach Ischia fliehen, worauf Karl am folgenden Tage in die Stadt einzog, vom vornehmen und geringen Gesindel umjubelt, von seinen Höflingen als ein „zweiter großer Alexander" beschmeichelt. Drei Tage später, am 25. Februar, starb im Kastell Capuano, wo der König sich einquartiert hatte, der „Sultan" Dschem. Ein für Karl höchst unerwarteter und widerwärtiger Todesfall, weil damit die Hoffnung verlosch, bei dem beabsichtigten Kreuzzug den Bruder Bajazets gegen diesen ausspielen zu können.

Die Zeitgenossen glaubten und sagten fast ausnahmslos, daß der arme Dschem am Gift gestorben, und zwar am Borgiagift. Es liegt auf der Hand, wie verdrießlich es für den Papst sein mußte, den türkischen Prinzen, welcher für ihn, den Vikar Christi, eine so reichsprudelnde Dukatenquelle gewesen, in dem Besitz des französischen Königs zu wissen. Um so verdrießlicher, als Dschem in den Händen Karls ein sehr wirksamer Hebel für die Entwürfe des Königs werden konnte. Dem Heiligen Vater mußte aber unendlich viel daran gelegen sein, den französischen Monarchen an der weiteren Verfolgung seiner bislang so glänzend erfolgreichen Laufbahn zu hindern. Dschem konnte dem König zum Nutzen und folglich mußte er dem Papst zum Schaden gereichen. Also fort mit ihm! Es ging auch die Rede, der Sultan Bajazet habe sich dem Statthalter Christi gegenüber verpflichtet, diesem den Tod Dschems mit 200 000 Dukaten zu honorieren. Ein wissender Mann, der Kardinal von Gurk, freilich ein Gegner der Borgia, hat so geglaubt und gesagt. Daß der türkische Prätendent am Borgiagifte gestorben, scheint keiner Anzweiflung zu unterstehen. Vielleicht hatte der Unglückliche die gehörige Dosis jenes „weißen Pulvers von angenehmem Geschmack" schon in seinem Leibe von Rom nach Neapel mitgenommen.

Mit dem Alexanderszug Karls des Achten hatte es übrigens bald ein Ende. Der Papst, der König von Spanien, der Doge von Venedig, der Kaiser Maximilian und sogar Lodovico der Mohr wollten die Franzosen aus Italien weghaben. Zu diesem Zwecke schlossen sie am letzten Märztage von 1495 zu Venedig eine förmliche Liga und warben und rüsteten Truppen. Des Franzosenkönigs geträumter Kreuzzug nach dem Osten mußte sich demzufolge in einen wirklichen Rückzug nach Frankreich verwandeln. Am 20. Mai verließ er das gründlich ausgeplünderte Neapel, allwo etliche Wochen später König Ferrante und Jofred Borgia wieder einzogen. Am 1. Juni war Karl in Rom, woraus der Papst sich nach Orvieto in Sicherheit gebracht hatte. Über Viterbo, Siena, Pisa ging der französische Rückzug den Alpen zu. Bei Fornuovo am Taro verlegte ein Heer der Liga dem König den Weg. Aber Karls Deutsche und schweizerische Landsknechte brachen ihm tapfer einen Durchpaß, worauf es ihm in Turin gelang, den Lodovico Sforza, welcher seine Allianzen wechselte wie Handschuhe, von der Liga abzuziehen und zu einem Separatfrieden zu bewegen. Damit war dieses gallische Gloirestück aus und vorbei. Denn der König machte, daß er über die Alpen hinüberkam, und die Heeresreste, welche er in Neapel und anderwärts auf italienischem Boden zurückgelassen, wurden aufgerieben oder gingen sonst kläglich zu Grunde.

Am 27. Juli 1495 kehrte der Papst in

den Vatikan zurück und zur Sommerzeit des nächstfolgenden Jahres hatte er seine ganze Familie, die drei Söhne und die Tochter, den Schwiegersohn und die Schwiegertochter, in Rom bei sich.

Alle die Fährlichkeiten, welche der heilige Vater während der letzten Jahre zu bestehen und durchzumachen gehabt, mußten selbst einen so leichtlebigen Mann zum Nachdenken veranlassen. Zum Nachdenken über seine Macht, welche sich ja kürzlich nur als eine sehr problematische gezeigt hatte. Er konnte sichs nicht verhehlen, daß, wie gläubig-dumm die Volksmassen immer noch sein mochten und wirklich waren, die Bannblitze und Interdiktedonner der Gregore, Innocenze und Bonifaze ganz bedeutend sich verkühlt und verdünnt hätten seit den Zeiten, wo sie Kronen von den Häuptern von Kaisern und Königen geschlagen und Nationen erzittern gemacht.

Die Menschen, d. h. die Leute, welche überhaupt etwas zu sagen und zu bedeuten hatten, waren nachgerade so klug geworden, daß sie zu rechnen verstanden und folglich durchaus nicht mehr geneigt und willig waren, die Wirklichkeiten der tatsächlichen Welt um der Möglichkeiten einer bloß vorgestellten willen hintanzusetzen und hinzugeben. Wenn man herrschen wollte — und die Borgia wollten herrschen — so konnte man es nur auf der Grundlage eines sicht- und greifbaren Besitzes. Der Rabbi von Nazareth, ja, der hatte wohl sagen können: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt". Aber wohin wäre am Ende des 15. Jahrhunderts der „Statthalter Christi" mit derartiger Idealpolitik gekommen? Etwa in eine Klosterzelle oder in eine Anachoretenhöhle. Wir, Don Rodrigo Borgia samt Sippschaft, wir haben einen bessern Geschmack. Wir wollen in Palästen hausen und alles und jedes genießen, was die Erde von Genüßlichem bietet. Wir sind keine Idealnarren, behüte, sondern Realisten und Realpolitiker. Land und Leute wollen wir besitzen, eine Macht nicht nur vorstellen, sondern auch sein. Darum erinnern wir uns jetzt, in diesem Jahre 1496, mit voller Deutlichkeit, daß von Rechts wegen weder den römischen Baronialfamilien noch den romagnolischen und umbrischen Tyrannenhäusern das Patrimonium Petri gehöre, sondern uns und nur uns. Laßt uns daher den Tyrannen und Baronen den borgiaschen Meister zeigen.

Der erste Versuch, diesen Entschluß zur Tat werden zu lassen, fiel aber unglücklich aus. Der Papst warb Truppen, unterstellte dieselben dem Kommando seines Sohnes Juan und nahm auch den Herzog Guidobaldo Montefeltre von Urbino in seinen Sold. Diese Rüstungen galten den mächtigen Orsini, welchen zuerst der Meister gezeigt werden sollte. Aber diese Barone zeigten solchen vielmehr den Borgia, indem sie im Januar von 1497 bei Soriano das päpstliche Heer vollständig schlugen, den Herzog von Urbino fingen und den verwundeten Duca di Gandia nach Rom heimjagten. Alexander mußte sich zu einem Friedensvertrage herbeilassen, kraft dessen die Orsini gegen Entrichtung von 50 000 Goldgulden an die Kurie ihre sämtlichen Städte, Burgen und Ländereien behielten. Man mußte die Sachen anders anfassen. Mit offener Gewalt ging es nicht. Um so weniger, als die Borgia außer ihrer spanischen, etwa 3000 Mann starken Landsknechtetruppe dazumal eine verläßliche Schlüssel-Soldateska nicht besaßen und diese Spanier gerade nur ausreichten, die z. B. gegen den spanischen Papst verstimmten und auflüpfischen Römer niederzuhalten. Versuchen wir es also, kalkulierte der hl. Vater, mit den Waffen der Klugheit, so den Gescheiten wider die Dummen gegeben sind. In Wahrheit begann jetzt jene Periode der borgiaschen Realpolitik, deren „Praktiken" wenig später der florentinische Staatsschreiber Machiavelli in seinem Buch „Vom Fürsten" mit „Satansfingern", wie seine Gegner schalten, systematisiert hat. Diese Beichte eines glühenden italienischen Patrioten von dazumal, wie ich das schreckliche Büchlein nennen möchte, zeigt unleugbare Spuren vom Einfluß der Borgiawirtschaft auf den Verfasser und namentlich hat den Staatsschreiber von Florenz, welcher nicht davor zurückschrak, die vielerlei Teufel, von welchen die arme Italia besessen und gepeinigt war, mittels Belzebubs auszutreiben, Cesare Borgia, mit welchem er ja im Auftrage seiner Signorie wiederholt zu verhandeln hatte, augenscheinlich mit kaum verhehlter Bewunderung und Hochschätzung erfüllt. In diesem von „moralischen Skrupeln" durchweg unbehelligten Realpolitiker, welcher sich nicht im Schlafe, geschweige im Wachen einfallen ließ, daß Macht dem Rechte nicht vorgehen könnte, sollte, müßte, und der auf seinem Wege hinderliche Menschen so unbedenklich zertrat, als wären sie nur lästige Insekten, in diesem kaltblütigen Rechner und kecken Tatmann konnte Machiavelli gar wohl den „Prinzipe" gefunden zu haben glauben, welchen er für nötig hielt, Italien zu reinigen und zu einigen.

Wenn aber ein so scharf und groß denkender Mann eine Rettung seines Vaterlandes nur in der Verwirklichung des furchtbarsten Tyrannen-Ideals erblickte,

so zeichnet dies das Elend Italiens ätzender, als es der Griffel eines Tacitus oder Juvenal zu zeichnen vermocht hätte. Der Staatsschreiber von Florenz war eben auch ein Realpolitiker, und als solcher wußte er, daß man mit so „ideologischen" Dingen wie Vernunft, Recht, Moral und Selbstlosigkeit den Leuten nicht beikommen kann, sondern daß man vielmehr der Dummheit, der Selbstsucht, der Narrheit, der Lasterhaftigkeit und Verworfenheit seiner Zeitgenossen schmeicheln muß, wenn man auf sie wirken will. Um sich bei den Menschen Gehör zu verschaffen, muß man so tun, als wäre man gerade so borniert und charakterlos, wie die ungeheure Mehrzahl derselben ist. Wer bei der Menge etwas gelten will, muß mit ihr durch dick und dünn gehen, jede gerade herrschende Mode, und wäre es der Unsinn des Unsinns, begeistert mitmachen, in jedem gerade lärmenden wissenschaftlichen, literarischen, musikalischen, religiösen oder politischen Schwindel eine herrliche Offenbarung des Zeitgeistes emphatisch begrüßen, kurz auf und mit dem Strome schwimmen, ob selbiger auch eitel Jauche sein sollte. Machiavelli wußte das alles und hütete sich demnach klüglich, gegen den Strom schwimmen zu wollen. Er plätscherte mit in der Jauche, obzwar sicherlich nicht mit Behagen, und dann stellte er sein Tyrannen-Ideal von „Prinzipe" vor seine Landsleute hin mit den geschwiegenen Worten: Volk von Sklaven, dir kann nur so einer helfen, der an Ruchlosigkeit selbst die ruchlosesten deiner Herren überruchlost . . . Der Kardinal Cesare Borgia hatte während der Wirrsale, womit der so glücklich angehobene und so kläglich verlaufene Zug Karls des Achten die Halbinsel erfüllte, seinen Kursus der Realpolitik beendigt und trat jetzt mehr und mehr als Praktikant derselben auf. Sie war für ihn so recht eine „Wissenschaft des Möglichen", indem er alles Mögliche für rätlich und erlaubt hielt, so es den Absichten seiner jetzt erwachten und rasch zu einem fressenden Feuer aufgeloderten Ehr- und Herrschsucht dienlich und förderlich schien. Schon war er der animus incitans der päpstlichen Politik, der spiritus familiaris des Vatikans — im Sinne der Deutschen Volkssage vom „Galgenmännlein" gemeint —, obzwar er zunächst noch hinter den Kulissen machenschaftete und andere auf der Bühne gestikulieren und rednern ließ. Er scheint es für angezeigt erachtet zu haben, sich vorderhand recht unscheinbar zu machen und seinem Bruder Juan in allem und jedem den Vortritt zu lassen. Als er dann plötzlich aus dem Hintergrund in den **Vordergrund trat, geschah es mit der** ganzen Wirkung des Dämonischen und Schreckhaften.

Der Papst trug Sorge, das Kardinälekollegium mehr und mehr mit Spaniern zu füllen, auf welche er sich bei Verfolgung seiner Familienpolitik unbedingt verlassen konnte. Dabei galt es zuvörderst, seinen Lieblingssohn Juan großzumachen. Der Plan, selbigen mit den Gütern der Orsini zu bereichern, war fehlgeschlagen. Es mußte daher Ersatz geschafft werden und solchen boten zwei im Neapolitanischen gelegene Besitztümer der römischen Kirche, Benevent und Pontecorvo, welche der Heilige Vater dem Duca di Gandia als erbliches Herzogtum verlieh. Aber damit noch nicht genug. Ein päpstlicher Prinz und Liebling Sr. Heiligkeit mußte mehr haben. Da war z. B. Stadt und Gebiet Pesaro, deren Erträgnisse den Herzogsmantel von Juan Borgia immer wärmer füttern könnten. Der Herr von Pesaro, unser lieber Schwiegersohn Giovanni Sforza, ist uns ohnehin unbequem und im Wege. Die Verbindung unserer superlativisch geliebten Tochter Lukrezia mit diesem „Tyrannen" ist unserer Politik lange nicht so zu baß gekommen, wie wir gewünscht und erwartet hatten. Die Konstellationen haben sich geändert. Andere Zeiten, andere Mittel. Wir müssen uns daher für unsere geliebte Tochter nach einer anderen Verbindung umsehen. Also weg mit dem überlästigen Sforza! Man bedeute ihm, daß er seiner Ehe mit Madonna Lukrezia freiwillig entsage, oder —.

Dieses „Oder" konnte sich Alexanders Eidam je nach seinem Belieben entweder in Gestalt eines Bravodolches oder einer mit der berühmten „Cantarella" der Borgia gefüllten Phiole vorstellen. Es gelüstete ihn nach näherer Bekanntschaft weder mit dieser noch mit jenem, und so entschloß er sich rasch, einen Kirchgang nach San Onofrio zu machen, d. h. einen dort bereitgehaltenen Renner zu besteigen und, ohne sich umzusehen, aus Rom zu entweichen. Dumm das, mochten die Borgia brummen; der Pecorone hätte besser getan, sich „expedieren" zu lassen. Jetzt haben wir nur die Schererei und den lästigen Lärm mit der Ehescheidungsprozedur.

Wir wissen nicht, ob Donna Lukrezia gegen die ihr aufgezwungenere Trennung von ihrem Gatten sich gesträubt habe. Jedenfalls war ihr Sträuben kein heftiges und hat auch nicht lange gewährt. Wir wollen jedoch in christlicher Liebe eine auf uns gekommene Nachricht für **wahr halten, welcher zufolge Giovanni**

seine Flucht und Rettung im März von 1497 einer von seiten seiner Frau gekommenen Warnung verdankte. Wahrscheinlich ist sie darob von ihrem Vater und noch mehr von ihrem Bruder Cesare heftig ausgescholten worden. Auf ein vorübergehendes Zerwürfnis Lukrezias mit den ihrigen weist auch der Umstand hin, daß sie, während ihr entwichener Gemahl bei seinem Vetter, dem Herzog von Mailand, eine Zuflucht gesucht und gefunden hatte, ihren beim Vatikan gelegenen Palazzo verließ und für längere Zeit in dem an der Via Appia gelegenen Nonnenkloster San Sisto sich einherbergte.

In der Stadt ging ein Geraune, Madonna Lukrezia wollte aus Kummer über die Trennung von ihrem Gemahl den Schleier nehmen. Daraus wurde aber nichts. Sie war nicht zur Nonne geschaffen, und ihre Nonnenschaft hätte auch gar nicht in die Borgiawirtschaft gepaßt. — Im Kloster von San Sisto erfuhr die Tochter des Papstes die Schreckenskunde, daß die uralte Tragödie vom Abel und Kain in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni 1497 in Rom eine Wiederaufführung erlebt habe.

Am 7. Juli hatte Alexander der Sechste seinen Lieblingssohn Juan mit dem Herzogtum Benevent und mit den Städten und Landschaften Terracina und Pontecorvo belehnt.

Zwei Tage darauf ernannte der Papst seinen Sohn Cesare zum Kardinal-Legaten, um den Vikar Christi bei der Krönung des neuen Königs von Neapel, welches ja ein Lehen des Stuhles Petri war, zu vertreten und diesem Potentaten die päpstliche Investitur zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Stellen-Angebote

Anzeigenschluß für Folge 9 ist auf den 27. 7. gelegt. Anzeigen, die bis zu diesem Termin nicht eingesandt und bezahlt sind, können in Folge 9 nicht mehr berücksichtigt werden.

Stellen-Gesuche

Landwirtschaftlicher Rechnungsführer u. Beamter, 33 J., D. Gotterk. (L.), sucht zum 1. 10. 1938 Stelle als

landw. Rechnungsführer

oder auch in gewerbl. Betriebe. Bin mit Durchschreibe- und DLG.-Buchführung, Lohn- und Steuerberechnung, Steno u. Schreibmaschine vertraut. Am liebsten in Hessen oder Prov. Brandenburg. Angeb. mit Gehaltsangabe unter **Heimat 823** an den Verlag.

17j. Mädchen, Obersekundareife, sucht Aufnahme als

Haustochter

z. grdl. Erlernung d. Küche u. d. Haushalts in gutem Hause, wo Mädchen vorhand. Voll.Fam.-Anschl. erwünscht. Angeb. an d. Buchvertr. d. Lud.-V. A. Brüning, Brake Old., Haasenstr. 7

Suche z. 1. 8. od. später

Arbeitmöglichkeit

gl. w. Art. Bin 45 J. alt, verh., Frontk., anpassungfähig u. an selbst. Arb. gew., zur Zt. tätig i. d. Buchhdlg. „Deutscher Kampf", **Hamburg 6.**, Schulterblatt 98/b. Gefl. Zuschrift. an **Edgar Specht** nach dort erbeten.

Invalide

Dgtlgl., 46 J., ohne Rente, sucht nur leichte Beschäftigung gleich welcher Art, evtl. geg. freie Station und etwas Taschengeld; auch leicht. Kontorarbeiten, Ort gleich. Angebote unt. **H. H. 801** an den Verlag.

Pflichtbewußter

Norddeutscher,

erf. Verw.-Beamt. a. D., 50 J. alt, gesund u. arbeitfreud., D. G. (L.), sucht f. sof. leit. od. Vertrauenstllg. in Industr., Privatverw. od. Wirtsch.-Untern. Ang. unt. **A. J. 827** an den Verlag.

Freie, alleinst.

Deutsche

Dtsch. Gotterk. (L), wünscht Ged.-Austausch m. naturverb., aufrechtem Deutschen nord. Art, bis 58 J. Gemeins. Fuß- od. Radwanderung (Norddeutschland) im Aug. od. Sept. bei getr. Kasse mögl. Zuschrift. unter „Freiheit" 816 a. d. Verlag.

Königsberg (Pr.)
47jähr. Büroangestellte (D. Gotterk. Lud.), natürl., heiter, geist. rege, natürlich, wünscht persönl. Gedankenaustausch mit charakterf. gleichges. Deutschen. Angeb. unt. **L. T. 806**, an den Verlag.

35jähr., geb.

Norddeutsche

Dtsch. Gotterk. (L.), nord. Art, Beruf Schwester, sucht Gedanken-Austausch m. geb., edeldenkendem, gleichgesinntem Deutschen. Zuschrift. unt. **E. E. 822** an den Verlag.

Freie Deutsche

(a. Rhein), 40 J., aus g. Sippe, berufst., wünscht

Geb.-Austausch

mit geistig regs., natur- und sportl. Deutschen entspr. Alters. Zuschr. u. **N. A. 807** an den Verlag.

In Berlin

Berufstätige

sucht zuverlässigen, naturliebend., geistig regen, nicht zu jungen Kameraden für Wanderungen u. Wassersport (Boot mit Motor vorhanden). Zuschr. unter **S. B. 826** an den Verlag.

Norddeutscher

Mitte 30, techn. Kaufmann, sucht Gedanken-Austausch mit geb. Gesinnungfreundin entsprech. Alters. Zuschriften unt. **B. F. 813** an den Verlag.

Stuttgart

Techn. Kaufmann, 31 Jahre, wünscht Gedanken-Austausch mit gebildetem und geistig regsamem Mädel von etwa 22 bis 26 Jahren. Zuschriften unt. **S. K. 820** an den Verlag.

Lüneburger Heide

Freier nordd. Bauer mit 200 Morgen gr. Erbhof, wünscht

Geb.-Austausch

mit eins. schlicht. u. freiem Bauernmädel od. solch. m. bäuerl. Interessen. Zuschr. u. **A. R.** a. Ludendorff-Buchhandl., **Hamburg 1,** Rathausstr. 9/11.

Geb.-Austausch (weibl.)

Berlin

Gebürt. Ostdeutsche (Posen), 38 Jahre, Pianistin, Beethovenverehr., erfahr. im Haush., sucht

Geb.-Austausch

m. musiklieb. Deutschen. Zuschr. unt. **A. Z. 1313** a. Lud.-Verlag, Zweigstelle **Berlin W 8, Friedrichstraße 75.**

Freie Deutsche

aus Akademikerfamilie, 32 J., naturverb., lebensbejahend, mit viels. Interessen, wünscht

Geb.-Austausch

mit Gesinnungfrd. bis 62 J. Zuschr. unt. **B. B. 811**, an den Verlag.

Geb.-Austausch (männl.)

Brandenburger

23 J., ldl., Landwirt, gute Existenz, wünscht Gedankenaustausch mit gleichgesinntem Mädel. aus der Landwirtschaft bevorzugt. Zuschriften u. **R. F. 812** an den Verlag.

Gebildeter

Kaufmann

35 J., aus angeseh. Sippe, natur- und kunstliebend, sucht Gedank.-Austausch. Zuschriften unter **Berlin 818** an den Verlag.

26jähr., Dgtlgl.

Klempner

sucht Gedankenaustausch mit nordd. Dgtlgl. Mädel. Zuschrift. u. **W. G. 800** an den Verlag.

Deutscher

sucht Briefwechsel mit **Bremer** Mädel gleich. Weltanschauung. Zuschr. unter **P. D. 803** an den Verlag.

Norddeutscher

36 J. (Gotterk. L.), sucht zur Gründung einer Existenz (später Siedlerstelle)

Gedanken-Austausch

mit Bauerntochter od. Landmädel **aus** erbgesunder Familie. Ang. erbeten unt. **S. K. 808 an** den Verlag.

Oesterreich-Reisende

nehmt auf Euere Fahrt Aufklärungstoff unserer Deutschen Freiheitbewegung mit. Es ist nötig, denn Mangel und Unwissenheit herrschen. Es ist Pflicht an unserem Deutschen Ostmärker, denn auch in geistiger Beziehung ist hier in der Ostmark ein Suchen nach Wahrheit. Boden, fruchtbarer, guter Boden ist da. Also in Koffer und Manteltasche einiges aus dem Ludendorff-Verlag.

Nord-deutschland

Geb. Landwirt, Ende 30, erbgesund, wünscht mit naturverbund., gesundem Mädel, das Liebe zur Landw. hat, in Gedankenaustausch zu treten. Zuschriften unt. **G. M. 814** an den Verlag.

Techniker

(Konstrukteur), 23 Jhr. alt, Abitur, natur- u. kunstliebend, wünscht in Norddeutschld. mit gleichgesinnt. Mädel zw. 17 u. 22 J. in Gedankenaust. zu tret. Ang. unt. **H. M. 825** an den Verlag.

27jähriger

w. gem. Mus. und Ged.-Austausch m. deutsch. Mädel. Zuschriften u. A. B. an **Ludendorff-Buchhandl., Hannover, Georgstr. 1.**

Achtung!

Stellensuchende!

Bei Einsendung von Offerten **keine Originalzeugnisse beilegen!** Eine Haftung für die Rücksendung der eingereichten Unterlagen kann der Verlag nicht übernehmen

Geb. Deutscher

(Deutsche Gotterkenntnis L.), 37 J., sucht Verbindung mit bl. freier Deutschen, welche **natürliches** Wesen mit edler Gesinnung und hohem Verantwortungbewußtsein verbindet. Zuschriften unter **K. A. 804** an den Verlag.

Sippen-Anzeigen

Am 6. 6. 38, dem zweiten Tage des „Hohe Maien" verließ uns nach kurzer schwerer Krankheit meine liebe Frau und unsere gute Mutter

Aenne Gerstein, geb. Zintelnot

im Alter von fast 54 Jahren für immer. Ihr Leben und ihre Liebe galt ihrer Sippe und unserem neuerstandenen Reich. Sie starb in Deutscher Gotterkenntnis. Wir danken ihren Mitkämpfern für die würdige und schöne Deutsche Totenfeier in Cottbus und für ihre Teilnahme.

Cottbus, im Juni 1938.

Hans Gerstein, Reg.-Rat a. D.
Harald Gerstein, staatl. gepr. Landwirt
Gertrud Gerstein, Assessorin
Hans Gerstein

Die Geburt ihres Stammhalters

Otto **Erich**

zeigen hocherfreut an

Sippe Hugo Schwinge u. Frau
Rosemarie, geb. Alves

Schloß Zimpel b. Klitten O/L.

Am 3. 6. 1938 ist unsere Tochter angekommen. Wir nennen sie

Runhild

Dr. med. Aufmhoff u. Frau
Maria, geb. Sievers

Recheim-Ruhr

Herbert

unser 4. Kind wurde uns am 20. 6. 38 geboren. Sein Name soll das Gedächtnis eines lieben Gefallenen ehren.

Emmi und Hermann Jäger
Essingen (Saarpfalz)

Heidrun

Die glückliche Geburt einer Tochter zeigen in dankbarer Freude an

1. 7. 38 Nürnberg

Hans Hayen
und **Frau Mariechen**
geb. Wandrey

Am 5. 7. 38 wurde unsere

Edith

geboren. In großer Freude

Karl Plapper u. Else Plapper
geb. Grendling

Hannover, Sextrostr. 15

Zu unserer Tochter Gertraude gesellte sich am 21. Juni 1938 unser Stammhalter

Erich Gerald

In großer Freude
Sippe Henry Prause

Chemnitz, Kreherstr. 25

Am 1. 7. 1938 wurde unser Stammhalter geboren. Wir nennen ihn

Udo-Erich

Frieda und Willi Köhler
Gorndorf bei Saalfeld/Saale

Verschiedenes

GRAU?

gr. Haare. Schnelle Hilfe durch einf. Mittel. Ausk. kost. Frau Schmoekel, Berlin NO 55/914

Sind Magen, Darm und Leber in Ordnung?

Es gibt ein einfach., reines Naturmittel, das schon viele von ihren Beschwerden befreite und wieder lebens- u. schaffensfroh machte. Fortlaufend Anerkenn.! Auskunft kostenlos und unverbindlich.
Laboratorium Lorch, Lorch 6 (Wttbg.).

Naturfrisches **Olivenöl**
zum ● Kochen ● Backen ● Braten
das schmeckt!
Gesund u. sparsam
2 Original 1-kg-Kannen zus. RM. 5.50 franko
1 Original 5-kg-Kanne nur RM. 12.90 franko
mit Rezepten

Bremer Proviant-Co.
Bremen 43 c Postf. 313

Hotel-Pension
Möhneseeterrassen
Post Möhnetalsperre über Soest, T. 335 Amt Körbecke **E. Semler**

Nehme sämtliche Arten Vieh

lebend u. geschlachtet, in Kommission und Agentur. **W. Könemann, Viehverteiler, Neumünster, Färberstr. 10, Tel. 596.**

Haus

auf dem Lande, 3-6 Zimmer, m. Gart. u. 1/2-1 ha Land (auch Ödland), a. wasserr. Bach, Quell od. Teich v. Gesinnungsfrd. sofort zu mieten oder kaufen gesucht. Preisangeb. m. ausführlicher Beschreibg. u. **S. A. 805** an den Verlag.

Groß-Berlin

Für Gründung eines Kur- u. Sportbades m. neuestem, anerkanntem Heilverfahren unter ärztlicher Führung, Lage des Geländes an groß. märkischen See, wird **größeres Kapital**, auch bei Mitarbeit **gesucht.** Angeb. unt. H. E. 802 an den Verlag.

15—20%
billiger bauen
ermöglicht erprobtes Massivbau-System des treuh. Architekten Heinr. Paternoga. Zuschr. unt. P. H. 824 an den Verlag.

Braunlage O. Harz
Pensionshaus Scheibner

Zimmer mit Verpfl. 5.50 und 6.— RM.

Fern vom Straßenlärm in Einzelgehöft, bietet

Aufenthalt

W. Hörschelmann, Rangenhof b. Eisenach, am Rennsteig.

Ferientage / Ruhe und Erholung im Bernauerhof in Bernau

bei **St. Blasien** / 950 m / Windgeschützt, sonnig, von Wald und Matten umgeben
Pensionspreis 4.50 *RM* / Prospekt dch. Besitz. **Sippe Menken**, Fernruf Bernau 11 / Jahresbetrieb

---

München Goethe-Str. 26/II **Pens. Scherff**

schöne Zimmer m. Zentr.-Heizung, fließ. kalt. u. warm. Wasser / 3 Min. vom Hauptbhf. (Südausg.). Hausdiener am Südausg. / Bettpreis v. 2.50 RM. an. / Telephon 5 82 96. / Besitzer: Oskar **Klett.** / Schriftl. Anmeldung erw.

München! Fremdenheim Heberl

Vorzgl. saub. Zimmer m. Heiz. je Bett einschl. reichl. Frühst. 2.50 RM. **Ludwig Heberl**, D. Gotterk. (L.)
Landwehrstr. 47/III. Eingang Goethestr. 3 Min. vom Hauptbahnhof (Südausgg.). Von Mitkämpfern bestens empfohlen.

Gesinnungfreunde finden in
Reit im Winkl in der **Pension Edelweiß**
vorzügliche Aufnahme, behagliches Wohnen und erstklassige reichl. Verpflegung. Auskunft u. Prospekt **Geschw. Schramm, Reit im Winkl**, Tel. 60.

Erholung
in Klingberg am Pönitzer See

Lüb. Bucht, 3 km von Ostsee, Buchenwald, beh. Wohnen, Zbzg., fl. Wass., 4.00—4.50, schönste Lage. **F. Marlie.**

Ostmark / Gasthof zur Einöd

Sommeraufenthalt bei Gesinnungfreunden nächst Salzburg, Salzburger Festspiele, schöne Ausflüge. Bett RM. 1.— bis RM. 2.—, Pension RM. 4.— bis RM. 5.—. Auskunft durch Sippe Ketter.

● **Pension Jungmann**
Berlin W 62 / Kleiststr. 23
Telefon B 5 Barbarossa 1181
Komf. Zimmer ab 3.- RM. Bad, Lift, Gar. N.

Sonnige Wohnung

mit Garten, 3—4 Zimmer u. Zubehör, möglichst an fischreichem Gewässer, Wald- und Bahnhofsnähe, im Preise von 35 RM. monatl. von pens. Beamten zu mieten oder mit kl. Kapital als Eigenheim zu kaufen gesucht. Zuschr. unter **B. N.** 810 an den Verlag.

Privat-Zimmer München
4 Min. v. Hbf. (Nordbau)
Ederer, Gotterk. (L.) **Augustenstr. 5/II**
Vorzügl. saubere Daunenbetten 1.50 RM. Kein Straßenlärm. 100% zufriedene Gäste
Beim Königl. Platz.

München 5 Min. vom Hauptbahnhof (Südausgang), **Goethestraße 51/III** links, **Stichanner**, finden Sie schöne **2-Bett-Zimmer mit fließendem Wasser. Telefon 5 15 74. Bettpreis 2.— RM.**

Am Starnberger See (Obb.)

Höhenlage, finden Kinder dauernd od. w. d. Ferien liebevolle Aufnahme. Beste Beköstigung, niedr. Preis. Viele Anerkennung. Näh. unt. **A. K.**, a. Lud.-Buchhdl., **München**, Karlsplatz 8.

Für Harzbesucher
empfehlen kl. gemütl.
Fremdenheim
freundl. Zimmer m. u. ohne Verpfleg. z. Preise v. 4.—, 5.— RM. bzw. 1.—, 1.50 RM. Schönste sonnige, staubfr. Lage, dicht am Walde u. Ausgangsp. f. herrliche Wanderungen.
Geschw. Brämer
Deutschgottgläubig
Wernigerode a. H., N. Tiergartenstr. 11.

Neustadt - Südharz
Bahnst. Nordhausen und Ilfeld / Harzquerbahn
Erholungsheim Haus Kronberg
Zimmer m. gesundheitgem. Verpfleg. RM. 4.50.

Schwarzwaldbesucher

finden angenehme Ferientage im schönen Tonbachtale b. **G. Sackmann, Pension Waldheim,** Post u. Station Baiersbronn-Freudenstadt.

Daueraufenthalt

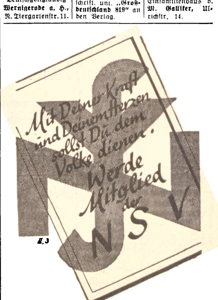
in Försterei, Mühle, Gutshof, Gärtnerei, Bauern-, Siedlungs- od. Fischerhaus gesucht. Zuschrift. unt. **„Großdeutschland 819“** an den Verlag.

Kurhaus Eos
Ostseebad Pelzerhaken Ostholstein. Hausprosp

Born Darß

Herrl. bewald. Ostseehalbinsel (Naturschutzgebiet), bietet Gesinnungfreunden Aufenth. in **„Haus Frohsinn“**. Bett 75 Pf. **Emmi Thaden, „Haus Frohsinn“, Born a. Darß.**

In
Ueberlingen
(Bodensee)
finden Gesinnungfreunde schöne Zimmer mit Seeaussicht, Garten, in Einfamilienhaus b. **M. Galliker,** Ulrichstr. 14.



Nikotin

vergiftet d. Körper. Werde! Nichtraucher ohne Gurgeln. Näh. frei. Ch. Schwarz Darmstadt R88 Herdw. 91B



Lübeck!

Autofahrschule

Peter Kruse

Beckergrube 48.
Ruf: 28580.

Ludendorff-Buchhandlungen

Berlin W 8, Friedrichstraße 75, Ecke Jägerstraße,
Berlin-Charlottenburg 4, Wilmersdorfer Str. 41.
Berlin SW 29, Kottbusser Damm 14, Ruf 69 04 90
Berlin N 54, auch Leihbücherei
Senefelderplatz (Schönhauser Allee 177)
Bielefeld, Obernstraße 6
Bremen, Schüsselkorb 17
Breslau, Am Rathaus 20/21
Chemnitz, Marktgäßchen 12
Dortmund, Betenstraße 7
Dresden, König-Johann-Straße 17, Ruf 1 04 86
Düsseldorf, Straße der SA. 73
Essen, Hindenburgstraße 14
Frankfurt a. M., Wilbelerstraße 34, Tel. 2 33 94
Hamburg, Rathausstraße 9—11, Ruf 33 38 04
Hannover, Schillerstr. (Eckhaus Ernst-August-Platz 4)
Kiel, Holstenstr. 90, Ecke Schevenbrücke
Köln, Hohestraße 66, Fernspr. 22 66 82
Leipzig, Katharinenstraße 5, Tel. 2 32 38
Liegnitz, Mittelstraße 15
Lübeck, Holstenstraße 42
Magdeburg, Himmelreichstr. 19, Tel. 3 46 66
München, Karlsplatz 8
Nürnberg, Pfannenschmiedsgasse 12
Osnabrück, Johannisstraße 49, Tel. 52 48
Stuttgart, Zeppelinbau, Tel. 2 27 31
Wuppertal-Elberfeld, Kipdorf 64
Buenos Aires, Theodoro Messerer, Cangallo Nr. 338, Tel. 34—05 94

Anzeigen bringen stets größten Erfolg

OLIVEN-OEL

garantiert naturrein
Postkanne **5 kg**
(üb. 5 Liter) **RM. 12.40**
Span. Orig.-Kanister
erste Pressung 5 kg
(allerf. Oel) **RM. 14.35**
Alles frei Haus dort ohne Nebenkosten.
Nachnahme.
Gedag, Bremen-M.
Postfach 355.

Autovermietung

v. Rennenkampff

Friedrichroda

v.-Papen-Straße 6
Fernruf 257.

Briefmarken-Rundsendezirkel. Prospekt gratis. **Philatelisten-Cabinet Berlin-Wilmersdorf,** Konstanzer Str. 8

Runzeln

Falten und schlaffe Haut. Natürl. Rückbildung. Näh. kstl. **Ch. Schwarz, Darmstadt, E 88,** Herdw. 91. d

Fritz Schmidt

Baugeschäft

Ausführung sämtl. Bauarbeiten.

Hamburg 36
Kaiser-Wilh.-Str. 8,
Ruf 35 03 86.

Stoff für Ihren Maßanzug

Ihr Anzug ist Ihre beste Empfehlung. Wählen Sie für Ihren **Maßanzug einen Stoff** aus meiner **Auswahl Aachener-Feintuche,** die bestimmt das enthält, was Sie suchen. – **Muster von nur besten Qualitäten** frei von **Horst Franz, Tuche**
Obercunnersdorf, Amtsh. Löbau/Sachsen

Ahnentafeln nebst Besorgung sämtlicher Urkunden stellt auf
Ar. Nachweise **Karl Kressel,** Mühlhausen/Thüring.
30jährige Erfahrung. Anfragen Rückporto beifügen

Sämtliche

Malerarbeiten

führt aus **Willi Ganz, Berlin NW 21,** Bandelstraße 3, Tel. 35 08 02 (Mitgl. d. BDG.), i. Fa. K. u. W. Ganz, Berlin NW Alt-Moabit 112.

Optiker Schicktanz Dresden
Pirnaischestraße 17
exakte Sehprüfung und gewissenhafte Brillenanpassung, Feldstecher u. Theatergläser führend. Fabrikate. Foto- u. Kino-Apparate. Für Geschenkzwecke: **Barometer, Thermometer.** Mäßige Preise

Optik **Dresden** **Photo**

Augengläser, Feldst., Theatergläser, Photoapparate, führende Marken, Barometer, Kompasse, Lesegläser
Diplom-Optiker Danz, Striesener Str. 21

Man hört es oft

„In meinem Bett schlafe ich am besten"
Dies sagen Sie bestimmt, wenn Sie in einem **ZAPF-BETT** schlafen
Oberbetten von **M 18.—**, Kissen v. M **4.30** an. Gut gefüllt. Graue Federn von **95** Pf., weiße v. M **3.80** an. Bis zu den feinsten Halb- und Volldaunen preiswert. **Daunensteppdecken** schon für M **42.—**
ZAPF ZELL H218

Grau?

Spezial-Haaröl beseit. graue Haare oder Geld zurück. Näh. frei. Ch. Schwarz, Darmstadt B 88, Herdw 91a

Das feine und bekömmliche Abendgetränk: Sponecktee!

Liste durch Burgverwaltung Sponeck / Freiburg 2 im Breisgau (Land)

Das Schrifttum des Ludendorff Verlages führen bzw. vermitteln:

Aachen, Kasinostr. 2, an der Normaluhr, Otto Braun
Augsburg, Spitalgasse A 208/I, Frdr. Adolf
Bellinchen/Oder, Hellmuth Röthke
Blankenburg/Harz, Rohdenbergstr. 18, B. Wentzel
Bunzlau, Opitzstr. 16, Gregor Kansy
Bütow, Lauenburger Str. 27, Gg. Wengerowski
Darmstadt, Rheinstraße 15, Heinrich Schroth
Dessau, Adolf-Hitler-Platz 15, Auguste Röpking
Dresden-A. 20, Krusestr. 5, Helene von Busse
Einswarden/Old., Heiligenwiehmstr. 25, Wilh. Lauw
Erfurt, Salinenstr. 39, Friedrich Schäfer
Frankfurt/M. 1, Grüneburgweg 94/I, P. Futterknecht
Freiburg/Br.-Zähring., Leinhaldenweg 24, A. Großkop
Görlitz, Demianiplatz 26, Kurt Scheuner
Goslar, Ebertstraße 8, v. Rutkowski
Großenhain/Sa., Albertstr. 6, Walter Harras
Halberstadt, Roonstraße 66, Luise Becker
Hamburg 19, Develgönnerstr. 9, Franz Hartung
Hirschberg/Rsg., Adolf-Hitler-Str. 42, Adolf Mätz
Koburg, Hutstraße 30, Willy Oppel
Kriescht/Nm., Kurt Löffler
Oldenburg i. O., Achternstr. 51, Herbert Wilkens
Rathenow, Straße der SA. 30, Karl Grüneberg
Regensburg, Wahlenstr. 8, Betti Weber
Rositz/Thür., Altenburger Str. 7, Felix Schirmer
Rostock, Wismarsche Str. 49, Hartwig Bahl
Saarland. Scheidt, Dudweiler Str. 55, Robert Müller
Schwerin i. Meckl., Hindenburgplatz 9, A. Wilcke
Soest, Osthofenstr. 63, Otto Loos
Stade/Elbe, Holzstr. 7, Dtsch. Buchh., Major Luckmann
Stettin, Deutsche Str. 8, O. H. Hoffmann, Ruf 28002
Stettin, Neue Str. 10, Erna Rüchel, Fernruf 36163
Südholstein/Lauenburg, Wilh. Bohlken, Rellingen
Weimar, Gläserstr. 8/I, Elly Jünger
Wernigerode/H., Kaiserstr. 64, Gustav Härtel
Würzburg, Karmelitenstr. 24, Hermann Blank
Santiago/Chile, Casilla 3411, Roland Neckelmann
Sonderburg/Dänemark, Löffen 16, C. Lundberg
Voorburg/Holland, Oostenburgerdwarslaan 19, Rud. Weber

Achtung! Freistaat Danzig.

Ab 1. 7. 1938 bin ich Vertreter des Ludendorff-Verlages, München. **Friedrich Dimsat, Danzig-Langfuhr, Ulmenweg 1a, Ruf 41917. Sprechstunden**: auß. Sonnabend tägl. von 13-15 Uhr. Alle Gesinnungsfreunde bitte ich um gütige Unterstützung.

Bücher-Bestellschein

Name und Anschrift:

Ich bitte die Ludendorff-Buchhandlung
Berlin N 54, Schönhauser Allee 177
Jegliches Schrifttum Ruf: 444214
Verleih nur in Berlin

....

....

um Zusendung von: ....